

Lingwistyka Stosowana

Applied Linguistics Angewandte Linguistik

PRZEGLĄD / REVIEW

TOM 15: 4/2015

Redaktor naczelny – *prof. Sambor Grucza*
Z-ca Redaktora naczelnego – *dr Monika Płużyczka, dr Justyna Alnajjar*
Sekretarz redakcji – *mgr Agnieszka Kaleta*

Redaktorzy tomu – *dr Marta Małachowicz, dr Magdalena Filar, dr Anna Radzik*
Redakcja językowa – *dr Marta Małachowicz, dr Magdalena Filar, dr Anna Radzik*
Redakcja techniczna – *mgr Agnieszka Kaleta*
Skład – *dr Marta Małachowicz, dr Magdalena Filar, dr Anna Radzik*



Adres redakcji – Instytut Komunikacji Specjalistycznej i Interkulturowej UW,
ul. Szturmowa 4, 02-678 Warszawa, tel. (+48 22) 553 42 53, www.ls.uw.edu.pl
e-mail: ls.wls@uw.edu.pl

Founded by prof. Sambor Grucza
© Copyright by Instytut Kulturologii i Lingwistyki Antropocentrycznej
ISSN 2080-4814

SPIS TREŚCI / TABLE OF CONTENTENCE

ARTYKUŁY / ARTICLES

Lingwistyka / Linguistics

Bistra ANDREEVA, Silvia BONACCHI

Freundlich oder feindlich? Zur illokutionären Struktur und phonetischen Realisierung von indirekten supportiven und derogativen Sprechakten am Beispiel von Scheinbeleidigungen (mock impoliteness), 1–19

Jacek KARPIŃSKI

Aviation Dutch? Próba definicji, 21–31

Artur Dariusz KUBACKI

Pluricentryzm w niemiecko-polskich słownikach ogólnych i specjalistycznych, 33–46

Magdalena LISIECKA-CZOP

Korzystanie ze słowników elektronicznych jako strategia rozwiązywania problemów językowych – o świadomości leksykograficznej studentów germanistyki, 47–59

Jan B. ŁOMPIEŚ

Kognitywne konsekwencje tworzenia tekstów pisanych, 61–73

Jan SIKORA

Gramatyka żądania. Uwagi na temat struktury wyrażień zawierających żądania, 75– 81

Grażyna STRZELECKA

Ulotka kulturalna jako pisemna forma komunikacji pomiędzy organizatorem a publicznością – kilka uwag o funkcji i środkach językowych, 83–92

Rafał SZUBERT

Analogia i metafora a istota związków ludzkich (osób zbiorowych), 93–102

Krzysztof ŚWIRKO

Podobieństwa i różnice w sposobach konceptualizacji wybranych nazw owoców w języku polskim i rosyjskim, 103–110

Weronika WILCZYŃSKA

Autonomia intelektualna neofilologa. O relacjach między teorią a praktyką i roli dialogu w zawodach językowych, 111–130

Bistra ANDREEVA

(Uniwersytet Kraju Saary)

Silvia BONACCHI

(Uniwersytet Warszawski)

Freundlich oder feindlich? Zur illokutionären Struktur und phonetischen Realisierung von indirekten supportiven und derogativen Sprechakten am Beispiel von Scheinbeleidigungen (*mock impoliteness*)

Abstract:

Friendly or hostile? A pilot study about the illocutionary structure and phonetic realization of indirect supportive and derogative speech acts on the example of banter expressions (*mock impoliteness*)

The “Banter Principle” describes cases in which an offensive utterance (for example: DT: “Du Arsch!” or PL: “Ty draniu”) is not addressed by the speaker to the interlocutor with an offensive intention, but it is intended to be an expression of admiration which reinforces the relationship with the Addressee. In addition, use of such language reinforces social ties, i.e. identity and a sense of affiliation to the group. The appropriate reconstruction of the intended meaning (derogatory or supportive meaning, i.e. genuine or mock impoliteness) depends on the conversational setting, on the relation of the speakers, on the mental presuppositions of the interlocutors, and on the mutual acceptance of the communicative means. The use of banter utterances is quite unstable, since they can always switch from a face-enhancing to a face-threatening or aggressive act. The paper presents the results of a pilot studies on phonetic cues of banter utterances in German and Polish.

1. Pragmalinguistischer Hintergrund

In *Principles of Pragmatics* bezeichnete Geoffrey Leech jene Interaktionen, in denen ein höherer inferentieller Aufwand (etwa die Rekonstruktion von Implikaturen, vgl. M. Haugh 2015) notwendig ist, um die Oberflächenstruktur (das Gesagte bzw. die Lokution) mit der Tiefenstruktur (das Gemeinte bzw. die Illokution) in Bezug zu setzen, als Fälle *obliquer* Kommunikation (G. Leech 1983: 97). Aus der Sicht der illokutionären Struktur haben wir es bei obliquer Kommunikation mit indirekten Sprechakten zu tun, in denen der Sprecher „zwar meint, was er sagt, aber darüber hinaus noch etwas mehr meint“ (J. R. Searle 1982: 51). Indirekte Sprechakte sind solche, „bei denen ein illokutionärer Akt indirekt, über den Vollzug eines andern, vollzogen wird“ (J. R. Searle 1982: 52). In indirekten Sprechakten haben wir zwei illokutionäre Rollen: eine primäre Illokution (was der kommunikativen Intention des Sprechers entspricht) und eine sekundäre Illokution (was sich aus der wörtlichen

Bedeutung des Satzes rekonstruieren lässt) (J. R. Searle 1982: 54). Schon Searle erkannte in diesen Sprechakten eine sehr breite linguistische Problemstellung: Wie versteht der Adressat den nicht-wörtlichen primären illokutionären Akt (d.h. was eigentlich gemeint ist) aufgrund dessen, dass er den wörtlichen sekundären illokutionären Akt (d.h. was gesagt wird) versteht?

Im folgenden Beitrag wird der Versuch unternommen, über die pragmalinguistischen Mechanismen hinaus auch performative Faktoren (phonetische Realisierung) zu untersuchen, die dazu führen, dass die primäre Illokution vom Sprecher und Hörer richtig ausgedrückt bzw. erkannt wird. Ironie und verbale Höflichkeit¹ sind „Paradebeispiele“ dafür, extreme Beispiele für oblique Kommunikation und indirekte Sprechakte sind Scheinbeleidigungen² (*mock impoliteness*, s. G. Leech 1983: 142ff., S. Bonacchi 2014) und Sarkasmus³ (*mock politeness*, s. J. Culpeper 1996: 356). Im Falle von Scheinbeleidigungen wird eine supportive Illokution durch eine derogative Äußerung (z.B. „du arsch!“ als Ausdruck der Bewunderung), im Falle von Sarkasmus eine feindliche bzw. aggressive Illokution durch eine supportive Äußerung (etwa ein Kompliment, z.B. „Tolle Arbeit!“ als ironisches Lob bzw. als Kritik für eine schwache Leistung) realisiert. Sowohl Sarkasmus als auch Scheinbeleidigungen sind Gegenstand zahlreicher linguistischer Untersuchungen gewesen⁴, bei denen vor allem auf die illokutionären Mechanismen und auf die besonderen Sprecher-Attitüden⁵ eingegangen wurde.⁶ Die Tatsache, dass diese dermaßen indirekten Äußerungen vom Rezipienten adäquat verstanden werden, wird auf unterschiedliche Art und Weise erklärt: durch einen erhöhten Kooperationsgrad zwischen Interaktanten (als Fälle der in-group-Kommunikation, vgl. V. Žegarac 1998 und J. Mateo/ F. Yus 2010), als Relevanzeffekt bzw. als „kontextueller Effekt“ (D. Sperber/ D. Wilson 2002: 113–115, D. Blakemore 2002, R. Carston 2006). Nach einer genaueren Analyse zeigt sich, dass bei korrekter Rekonstruktion der kommunikativen Intention des Sprechers nicht immer ein höherer inferentieller interpretatorischer Aufwand seitens des Interlokutors erforderlich ist, sondern dass diese Äußerungen oft ohne großen interpretatorischen Aufwand unmittelbar korrekt verstanden werden. Es wurde auch gezeigt, dass nicht nur der Kontext *sensu lato*, sondern auch die Modalitäten der Realisierung (vor allem Gestik, Mimik, Stimme) wesentlich dazu beitragen, dass die intendierte Bedeutung vom Interaktanten adäquat rekonstruiert wird (vgl. S. A. Stadler 2006, J. Culpeper 2011, S. McKinnon/ P. Prieto 2014). In diesen Studien über die multimodale Dimension dieser Sprechakte wurde gezeigt,

¹ Verbale Höflichkeit basiert prinzipiell auf obliquer bzw. indirekter Kommunikation, weil der Direktheit oft die Gefahr des Gesichtsverlustes (im Sinne E. Goffmans 1986) innewohnt.

² Die wörtliche Übersetzung von „*mock impoliteness*“ ist Scheinunhöflichkeit, allerdings wird hier der Ausdruck „Scheinbeleidigungen“ wegen des offensiven (und nicht so sehr unhöflichen) Charakters der pseudovokativen Formen (nach F. d’Avis/ J. Meibauer 2013) vorgezogen.

³ P. Brown/ S. Levinson (1987: 221) betrachten Sarkasmus als *off-record*-Strategie, die auf Ironie und Ambiguität basiert. Weitere Linguisten betrachten Sarkasmus als *mock politeness* (J. Culpeper 1996, J. Haiman 1998, D. S. Kaufer 1981, P. Rockwell 2000, 2006, J. Leggit/ R. Gibbs 2000, Wilson 2013) und weisen ihm eine aggressive Illokution zu. Zu den phonetischen Merkmalen von Sarkasmus vgl. H. S. Cheang/ M. D. Pell 2008 und C. Nakassis/ J. Snedeker 2002.

⁴ Für *mock impoliteness* vgl. G. Leech 1983: 142 ff., E. Nowik-Dziewicka 2012, J. Culpeper 2012, S. Bonacchi 2013 und 2014.

⁵ Für den Attitüde-Begriff vgl. H. Arndt Beckman/ R. W. Janney 1987: 139, 379f.

⁶ Für einen umfassenden Forschungsüberblick vgl. S. Bonacchi 2014

dass der jeweilige Adressat imstande ist, die vom Sprecher intendierte Bedeutung dank dessen „performative Leistung“ zu rekonstruieren bzw. zu verstehen. Es geht also nicht nur um die besondere Beziehung zwischen Sprecher und Adressat,⁷ sondern auch um ein von Sprecher und Adressat geteiltes Wissen darüber, welche Realisierungsbedingungen bzw. Erwartungen – eine entsprechende Gestik, Mimik, Kontextbedingungen, Prosodie – erfüllt werden müssen (Erwartungen), damit das Gemeinte trotz des Gesagten richtig rekonstruiert wird. Sowohl im Falle des Sarkasmus als auch im Falle der Scheinbeleidigungen kann es passieren, dass die Intention des Sprechers nicht erkannt wird und der indirekte Sprechakt misslingt, weil einige Merkmale im Merkmalsbündel fehlen – das ist zum Beispiel der Fall, wenn etwa ein Gruppenfremder versucht, Banter-Äußerungen zu realisieren, und dabei z.B. das Sprechtempo nicht richtig abstimmt und erwartete Dehnungen ausbleiben.

Im vorliegenden Beitrag werden die Ergebnisse einer Studie über die phonetischen Merkmale von Scheinbeleidigungen präsentiert, die im Rahmen des Forschungsprojektes MCCA (Multimodal Communication: Culturological Analysis) und in Zusammenarbeit des Instituts für Slavistik sowie des Instituts für Computerlinguistik und Phonetik der Universität des Saarlandes (Deutschland) und des Instituts für Fachkommunikation und interkulturelle Studien der Warschauer Universität durchgeführt wurde. Das Projekt MCCA verfolgte das Ziel, die kulturologischen Merkmale von (un)höflichen Äußerungen mit deren suprasegmentalen (phonetischen) Merkmalen in den untersuchten Sprachen Deutsch und Polnisch in Verbindung zu setzen. Höflichkeit ist zwar ein komplexes soziokulturelles Phänomen, aber aus phonetischer Sicht lässt sich der „höfliche Effekt“ meist mit Supportivität⁸ identifizieren. Während der Durchführung des Projektes wurde deutlich, dass sich angesichts der starken situationellen Kontextgebundenheit und der idiosynkratischen Variabilität der (un)höflichen Äußerungen keine einzelnen suprasegmentalen Merkmale (vor allem prosodische Merkmale) herausfinden lassen, die allein zum Zustandekommen des supportiven Effektes führen. Es sind eher Bündel von Merkmalen, die in enger Interdependenz auftreten und zum Zustandekommen des supportiven Effektes führen. Da die verbale Ebene eine sehr wichtige Rolle spielt und im Endeffekt zu einer extrem starken Variabilität führt, wurde ein Experimentdesign konzipiert, in dem bei konstanter lokutiver Ebene die phonetische Realisierung der Faktor war, der aus der Sicht der Perlokution zum Zustandekommen des supportiven bzw. derogativen Effektes führte. So wurden Äußerungen verglichen, die aus lokutiver Sicht identisch sind, aber durch bestimmte Realisierungsmerkmale entgegengesetzte Illokutionen – eine aus der Sicht der Höflichkeitstheorie gesichtsgefährdende bzw. derogative vs. eine gesichtsverstärkende bzw. supportive Illokution – ausdrücken (können). Ihr Effekt wurde mit muttersprachlichen Probanden untersucht.

⁷ Im Falle der Scheinbeleidigungen: „Ich darf so sprechen, weil wir Freunde sind“ (vgl. G. Leech 1983), im Falle des Sarkasmus als *off-record-Strategie* (P. Brown/ S. Levinson 1987: 221), die ermöglicht, direkte Sanktionen zu vermeiden.

⁸ Die vorliegende Studie wurde vom Polnischen Wissenschaftszentrum (Narodowe Centrum Nauki) im Rahmen des Projektes „Suprasegmentale und kulturologische Analyse von kommunikativen Interaktionen, die durch (Un)Höflichkeit markiert sind“ (kurz: MCCA, Multimodal Communication: Culturological Analysis, UMO-2012/04/M/HS2/00551) finanziell mitgetragen.

Es wurde dabei von der Annahme ausgegangen, dass (Un)Höflichkeitsakte als multimodale Akte aufzufassen sind, deren Kohärenz durch die Konvergenz der Informationen realisiert wird, die durch die verschiedenen Modalitäten vermittelt werden (R. Zwaan/ G. Radvansky 1998, D. Wilson/ T. Wharton 2006: 1559, S. McKinnon/ P. Prieto 2014).

2. Problemstellung

Die Theorie der universalen Aspekte der affektiven Interpretation der biologischen Codes nach C. Gussenhoven (2002) setzt voraus, dass Sprecher und Hörer in der Kommunikation von den universalen Aspekten der Prosodie Gebrauch machen. Demnach werde eine supportive (im Folgenden „positive“) bzw. eine derogative (im Folgenden „negative“) Sprecherattitüde grundsätzlich durch unterschiedliche prosodische Parameter realisiert bzw. signalisiert. C. Gussenhoven (2002: 47) nimmt drei biologische Codes an: den *frequency code*, den *effort code* und den *production code*. Der *production code* basiert auf der Tatsache, dass während der Ausatemungsphase ein gradueller Energieverlust stattfindet und das durchschnittliche F0-Niveau allmählich absinkt. Gussenhovens *effort code* besagt, dass die Sprecher ihren Produktionsaufwand je nach Wichtigkeit der Konstituenten permanent ändern. Wichtige Konstituenten werden mit größerem Aufwand (*effort*) und demnach mit einer präziseren Artikulation produziert als ihre angrenzenden weniger wichtigen Konstituenten, was sich im akustischen Signal in Exkursion der Tonhöhenbewegungen und einem global vergrößerten Tonhöhenumfang niederschlägt. Die affektive Interpretation des *effort code* könnte unter anderem den Eindruck der Zuverlässigkeit und der Hilfsbereitschaft wecken. Der *frequency code* (übernommen von J. J. Ohala 1983, 1984, 1994) bezieht sich auf die Korrelation der Größe des Kehlkopfs mit der Geschwindigkeit der Stimmlippenschwingungen. Der Zusammenhang zwischen der Grundfrequenz und der Körpergröße wurde in der nonverbalen Kommunikation vieler Spezies festgestellt (D. L. Bolinger 1964, E. S. Morton 1977). Größere Individuen haben größere Kehlköpfe. Die Stimmlippen in den größeren Kehlköpfen haben eine größere Masse und schwingen langsamer als die kürzeren und dünneren Stimmlippen in den kleineren Kehlköpfen. Deshalb produzieren größere Stimmlippen im Vergleich zu kleineren Stimmlippen eine tiefere Grundfrequenz. Dementsprechend wird eine tiefere Tonhöhe mit größeren Individuen assoziiert und eine höhere Tonhöhe mit kleineren Individuen. Die affektive Interpretation des *frequency code* ermöglicht es, Dominanzverhältnisse bzw. Machtverhältnisse anhand der prosodischen Realisierung zu deuten. Grundsätzlich gilt, dass je tiefer die Grundfrequenz eines Sprechers ist, desto dominanter und bedrohender er „klingen“ kann. Je höher die Grundfrequenz eines Sprechers ist, desto submissiver und unsicherer kann er „klingen“. Obwohl weitere Faktoren (wie idiosynkratische Variation und kulturelle Bedingtheit) zu Abweichungen von diesem Grundsatz führen können (vgl. dazu A. Chen et al. 2004, S. Grauwunder/ B. Winter 2010), liefert er die Basis für die Studien über die Prosodie der Höflichkeit und Unhöflichkeit (vgl. dazu u.a. S. McKinnon/ P. Prieto 2014).

Im Allgemeinen lässt sich feststellen, dass eine Interpretation des *frequency code* und des *effort code* in Bezug auf den *gesichtsverstärkenden* bzw. *gesichtsgefährdenden* Charakter von (Un)Höflichkeitsakten dazu führt, dass eine höhere Grundfrequenz und ein größerer Stimmtoumfang als Merkmale der supportiven bzw. höflichen, eine tiefere

Grundfrequenz und ein geringerer Stimmtonumfang als Merkmale der feindlichen/derogativen bzw. unhöflichen Sprechakte interpretiert werden können. Diese Annahme wird in der vorliegenden Studie anhand der Daten geprüft. Vor allem wird auf die Frage eingegangen, in welchem Grade die Grundfrequenz mit anderen prosodischen Parametern korreliert, um einen gegebenen Effekt beim Hörer auszulösen.

Die vorliegende Studie wird durch folgende Fragestellungen strukturiert:

- Was ist die prosodische Ausprägung der positiv/supportiv vs. negativ/derogativ intendierten Sprecherattitüde?
- Unterscheiden sich polnische und deutsche Sprecher/Hörer in der Ausnutzung der akustischen Parameter?
- Sind einzelne Sprecher innerhalb einer Sprache genauso unterschiedlich wie Sprecher verschiedener Sprachen?

3. Produktionsexperiment

3.1. Material, Versuchspersonen und Methode

Um zu untersuchen, ob die „supportive“ bzw. die „derogative“ Bedeutung einer Äußerung mit den verschiedenen akustischen Parametern des Sprachsignals im Polnischen und im Deutschen korreliert, wurden vier „offensive Äußerungen“ pro Sprache aufgenommen, die von den Sprechern als supportiv bzw. derogativ intendiert waren. Die vier Äußerungen waren mit fester verbaler Information (lexikalische Bedeutung) und offener vokaler Information (offene vokale Realisierung). Vier polnische und vier deutsche Muttersprachler (jeweils 2 Männer und 2 Frauen) wurden gebeten, die Äußerungen in der derogativen (negativen) und supportiven (positiven) Valenz zu realisieren. Das Durchschnittsalter der deutschen Sprecher war 29 Jahre und der Sprecherinnen 32 Jahre. Bei den polnischen Muttersprachlern war das Durchschnittsalter für die Sprecher 34,5 und für die Sprecherinnen 34.

Die vorgegebenen deutschen Testsätze waren die folgenden:

- (1) *Du bist ein Arsch!*
- (2) *Hey, Alter, was machst du denn hier!*
- (3) *Du hast es geschafft, du Sau!*
- (4) *Ach, du hast ja sowieso immer eine Eins, Du Penner!*

Die vorgegebenen polnischen Testsätze waren die folgenden:

- (1) *Ale z ciebie pies na baby!*
(dt. wörtliche Übersetzung: „Du bist aber ein Weiberhund!“)
- (2) *Ty draniu!*
(dt. wörtliche Übersetzung: „Du Schurke!“)
- (3) *Ty diable! Zniszczyłeś całą konkurencję!*
(dt. wörtliche Übersetzung: „Du Teufel! Du hast alle Konkurrenten vernichtet!“)
- (4) *Ale ty zaliczasz te laseczki, ty złamasie!*
(dt. wörtliche Übersetzung: „Du kriegst alle Mädels rum, du Invalidenschwanz!“)⁹

⁹ In den polnischen Testsätzen werden beleidigende Pseudovokative (vgl. D’Avis/ Meibauer 2014) benutzt: „pies na baby“ (wörtlich: „Weiberhund“, Beleidigung durch Animalisierung), „ty draniu“

Die Äußerungen wurden mehrmals als Reaktion auf einen von dem Versuchsleiter situativ beschriebenen Kontext produziert. Der Kontext sollte den SprecherInnen die Aufgabe erleichtern, sich je eine Situation vorzustellen, in der sie die jeweilige Äußerung als freundlich (kumpelhaft supportiv) bzw. unfreundlich (feindlich/aggressiv) benutzen würden. Danach hörte sich jede(r) SprecherIn alle Produktionen an und entschied, welche die beste (die „am meisten gelungene“) Realisierung war. Diese wurde akustisch analysiert und im Perceptionsexperiment benutzt. Insgesamt wurden 32 Äußerungen pro Sprache (4 SprecherInnen x 4 Äußerungen x 2 Valenzen) ausgewertet.

3.2. Akustische Analyse

Eine Vielzahl an Untersuchungen hat gezeigt, dass Messungen, bezogen auf Grundfrequenz, Intensität und Sprechtempo in Bezug auf die supportive bzw. derogative Sprecherattitüde unterschiedlich sein können (I. R. Murray/ J. L. Arnott 1993, S, McKinnon/ P. Prieto 2014). In unserer Studie wurden daher folgende akustische Parameter mithilfe des Programms Praat abgeleitet:

- a) durchschnittliche Grundfrequenz für die Gesamtäußerung – gemessen nach Ausschluss der oberen und unteren 5,5%, um Ausreißer wegen Oktavsprüngen zu vermeiden;
- a) Tonhöhenumfang (gemessen in Halbtönen) – nach Ausschluss der oberen und unteren 5,5% (um Ausreißer wegen Oktavsprüngen zu vermeiden) wird der tiefste und der höchste F0-Wert pro Äußerung ermittelt. Die Differenz zwischen diesen beiden Messpunkten ergibt den Tonhöhenumfang für die jeweilige Äußerung;
- b) Durchschnittliche Intensität für die Gesamtäußerung;
- c) Intensitätsumfang (gemessen in Dezibel) – pro Äußerung wird der tiefste und der höchste Intensitätswert ermittelt. Die Differenz zwischen diesen beiden Messpunkten ergibt den Intensitätsumfang für die jeweilige Äußerung;
- d) durchschnittliche Silbendauer (gemessen in Millisekunden) – wird durch Division der Dauer der gesamten Äußerung durch die Anzahl der Silben pro Äußerung berechnet.

Um die Effekte der jeweiligen Sprecherattitüde auf die einzelnen akustischen Parameter zu untersuchen und eventuelle Unterschiede zwischen den Sprachen festzustellen, wurden Lineare Gemischte Modelle (LMM) mit dem jeweiligen Wert des Parameters als abhängige Variable, Satz als Zufallsfaktor, Attitüde (freundlich bzw. positiv / unfreundlich bzw. negativ) und Sprache (Deutsch/Polnisch) als feste Faktoren sowie ihre möglichen Wechselwirkungen gerechnet. Tukey Post-hoc Tests, soweit geeignet, wurden ebenfalls durchgeführt.

Die Werte der F0-bezogenen Parameter (durchschnittliche Grundfrequenz und Stimmumfang) unterscheiden sich in den beiden Sprachen und in den beiden Attitüden nicht signifikant voneinander (s. Abb. 1 und Abb. 2). Die Daten zeigen allerdings eine Tendenz zur Erhöhung des Stimmumfangs in der positiven Attitüde in beiden Sprachen.

(wörtlich: „du Schurke“), „ty diable“ (wörtlich: „du Teufel“, Beleidung durch Verletzung des religiösen Tabus), „ty zlamasie“ (wörtlich: „Du gebrochener (Schwanz)“ (Beleidung durch Verletzung des sexuellen Tabus). Für eine breitere Analyse der Offensivität vgl. S. Bonacchi 2012.

Sprache und Attitüde haben einen Haupteffekt auf die durchschnittliche Intensität. Die Gruppe der polnischen SprecherInnen spricht signifikant lauter als die Gruppe der deutschen SprecherInnen ($F [1, 9,222] = 108,8648, p < 0,001$), und die Äußerungen in der derogativen Intention (negative Sprecherattitüde) über die Sprachen hinweg sind signifikant lauter als die in der supportiven Intention (positive Sprecherattitüde) ($F [1, 48] = 8,6758, p < 0,01$). Die Analyse zeigt auch eine signifikante Interaktion zwischen Sprache und Attitüde ($F [1, 48] = 28,4029, p < 0,001$). Die polnischen SprecherInnen sind um 4,27 dB lauter in der negativen Attitüde. Die deutschen SprecherInnen sprechen hingegen gleich laut in beiden Bedingungen (s. Abb. 3). Die SprecherInnen beider Gruppen benutzen einen größeren Intensitätsumfang in der negativen Attitüde ($F [1, 48] = 5,9529, p < 0,05$) – s. Abb. 4).

Die Bar Plots in Abb. 5 zeigen die durchschnittliche Silbendauer im Deutschen und im Polnischen in der negativen und in der positiven Attitüde. Die statistische Analyse zeigt einen signifikanten Effekt der Attitüde ($F [1, 48] = 7,6198, p < 0,01$) sowie eine Interaktion zwischen Attitüde und Sprache ($F [1, 48] = 8,9792, p < 0,01$). Die deutschen SprecherInnen sprechen schneller in der positiven Attitüde. Die durchschnittliche Silbendauer in der negativen Attitüde ist um 33,06 Millisekunden länger im Vergleich zur positiven Attitüde. Polnische SprecherInnen zeigen diesen Unterschied nicht.

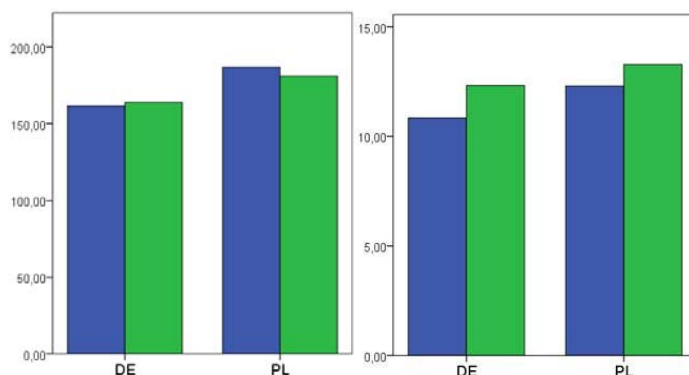


Abbildung 1. Grundfrequenz (F0)

Abbildung 2. F0-Umfang

(blau: positiv, grün – negativ)

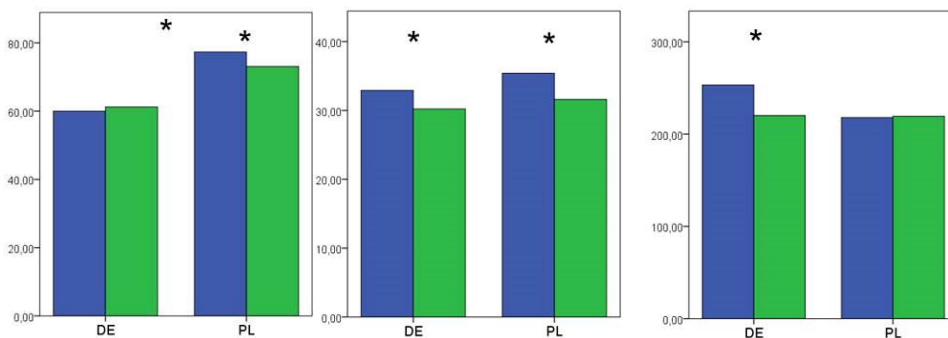


Abbildung 3. Intensität

Abbildung 4. Intensitätsumfang

Abbildung 5. Dauer

3.3. Nukleare Tonakzente

Zusätzlich wurden die nuklearen Tonakzente in jeder Äußerung nach der ToBI-Konvention etikettiert (G-ToBI für die deutschen (vgl. M. Grice/ S. Baumann 2002 und M. Grice, S. Baumann/ R. Benz Müller 2005) und eine angepasste ToBI-Version für die polnischen Daten). Die verwendete Notationskonvention stammt aus dem autosegmental-metrischen Ansatz der Intonationsbeschreibung, die sich in Anlehnung an die Arbeiten von J. Pierrehumbert (1980), M. E. Beckman/ J. Pierrehumbert (1986) und J. Pierrehumbert/ M. E. Beckman (1988) entwickelt hat. Dieser Ansatz verwendet zwei Töne: H(igh)-Töne, die als Gipfel, und L(ow)-Töne, die als Täler im Grundfrequenzverlauf realisiert werden. Diese Töne sind an bestimmte Punkte in einer Äußerung geknüpft und haben keine absoluten Werte, sondern sind auf der phonologischen Beschreibungsebene relativ. Es gibt monotonale Tonakzente (z.B. H* oder L*) und bitonale Tonakzente (z.B. L*+H, H+L*). Der Ton mit dem Stern wird mit der akzentuierten Silbe assoziiert, d.h. gesternte Töne werden als Gipfel oder Täler auf der akzentuierten Silbe realisiert. Ungesternte Töne in einem Tonakzent werden vom gesternten Ton durch einen gewissen Zeitabstand getrennt. ‘!’ kennzeichnet die Herabstufung eines H-Tons (*downstep*) in Relation zu einem vorangehenden H-Ton. ‘^’ kennzeichnet die Erweiterung des Stimmumfangs bei einem H-Ton (*upstep*) in Relation zu einem vorangehenden H-Ton. ‘<’ und ‘>’ kennzeichnen jeweils einen späten und einen frühen Gipfel in Relation zu den Grenzen der Akzentsilbe.

3.3.1. Nukleare Tonakzente im Deutschen

Die deutschen SprecherInnen benutzen folgende Tonakzente H*, L*, H+L*, L+H*, H+!H* (s. Tabelle 1). H* ist der unmarkierte Akzent des deutschen Toninventars (s. Abb. 8). Er zeichnet sich durch einen Tonhöhengipfel aus, der meistens gegen das Ende der Akzentsilbe erreicht wird.

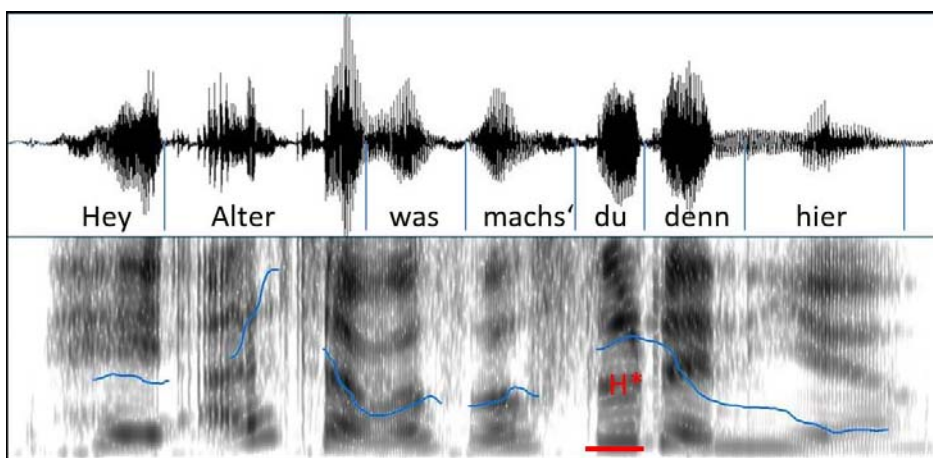


Abbildung 8. „Hey, Alter, was machst du denn hier!“, realisiert von der Sprecherin JJ in der negativen Sprecherattitüde (Tonakzent H*)

Bei dem L*-Tonakzent wird ein Tal im F0-Verlauf erreicht. Er zeichnet sich durch eine tiefe Stimmlage im unteren Drittel des Sprechstimmumfangs aus. Bei L+H* findet ein steiler Anstieg auf der akzentuierten Silbe statt, und der Tonhöhengipfel wird erst spät in der akzentuierten Silbe (manchmal auch danach) erreicht (s. Abb. 9). Auf der Silbe vor dem Akzent (oder zu Beginn der Akzentsilbe) wird ein Tiefpunkt erreicht - die Kontur fällt bis dahin also ab, falls genügend Silben vor dem Akzent zur Verfügung stehen. Oft ist der Stimmumfang erweitert. Der bitonale Akzenttyp H+!H* zeichnet sich durch einen Fall auf der akzentuierten Silbe von einer hohen in eine mittlere Stimmlage aus. Die vorangehende Silbe ist höher. Bei H+L* ist die akzentuierte Silbe tief. Der Tonhöhen-Gipfel befindet sich unmittelbar vor der Akzentsilbe. Bei den Akzenttypen H* und L+H* wird die akzentuierte Silbe als hoch oder steigend wahrgenommen, bei H+!H* als hoch-fallend, bei L* und H+L* als tief. Zusätzlich entsteht bei H+L* der Eindruck eines großen Tonhöhen sprungs in eine tiefe Stimmlage.

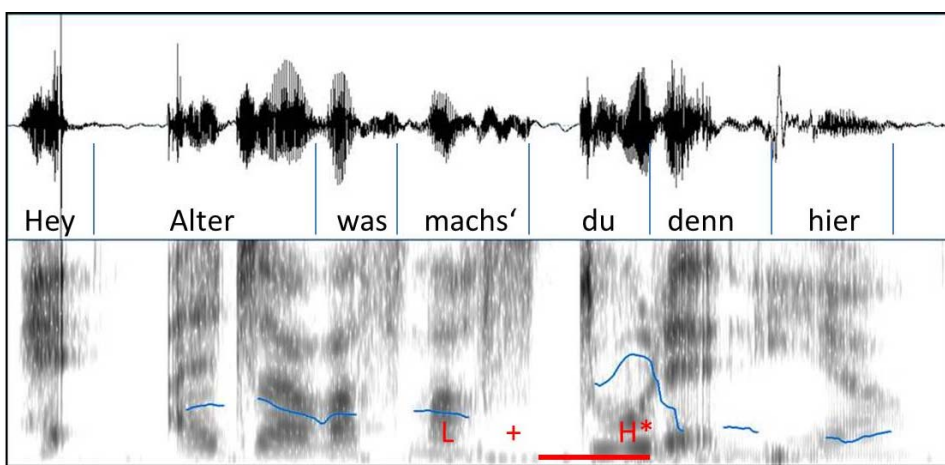


Abbildung 9. „Hey, Alter, was machst du denn hier!“, realisiert von der Sprecherin JJ in der positiven Sprecherattitüde (Tonakzent L+H*)

In Tabelle 1 sind die realisierten nuklearen Tonakzente pro SprecherIn, Testsatz und Bedingung für die deutschen Daten angegeben. Es fällt auf, dass sowohl die hohen/steigenden Tonakzente als auch die tiefen/fallenden Tonakzente gleichmäßig in den positiven und negativen Bedingungen verteilt sind. Die SprecherInnen haben in der positiven/freundlichen Attitüde 11 Mal (10 H* und 1 L+H*) und in der negativen/unfreundlichen Attitüde ebenfalls 11 Mal (7 H* und 4 L+H*) hohe/steigende nukleare Akzente realisiert. Tiefe/fallende nukleare Tonakzente wurden 5 Mal in den freundlichen Realisierungen (1 L*, 2 H+!H* und 2 H+L*) und 5 Mal in den unfreundlichen Realisierungen festgestellt (1 L*, 3 H+!H* und 1 H+L*).

SprecherInnen	Satz 1		Satz 2		Satz 3		Satz 4	
	positiv	negativ	positiv	Negativ	positiv	Negativ	positiv	negativ
FZ (m)	H* (du)	H* (du)	H* (du)	H* (du)	H+!H* (Penner)	H+!H* (Penner)	H+L* (Sau)	H+!H* (Sau)
RM (m)	L+H* (du)	L+H* (machst)	H* (A:rsch)	L+H* (Arsch)	L* (Penner)	H* (Penner)	H+L* (Sau)	H* (Sau)
SK (m)	H* (du)	L+H* (du)	H* (du)	H* (Arsch)	H* (Penner)	H* (Penner)	H* (Sau)	H+!H* (Sau)
JJ (m)	H* (du)	L+H* (du:)	H* (du)	H* (A:rsch)	H+!H* (Penner)	H+L* (Penner)	H* (Sau)	L* (Sau)

Tabelle 1. Nukleare Tonakzente, realisiert von den deutschen SprecherInnen pro Bedingung und Äußerung

Aus der Tabelle wird ersichtlich, dass im Falle des Testsatzes 2 die beiden SprecherInnen genauso wie die Sprecher hohe/steigende nukleare Tonakzente realisieren, aber im Unterschied zu den Sprechern disambiguieren sie zwischen der freundlichen und unfreundlichen Attitüde, indem sie den Nuklearakzent in der freundlichen Bedingung auf dem Wort ‚du‘ und in der unfreundlichen Bedingung auf dem Wort ‚Arsch‘ realisieren. Auffällig ist der männliche Sprecher FZ, der bei Testsätzen 1, 2 und 3 in den beiden Bedingungen den gleichen nuklearen Akzent benutzt.

3.3.2. Nukleare Tonakzente im Polnischen

Die von den polnischen SprecherInnen benutzten nuklearen Tonakzente sind H*, \wedge H*, !H*, L+H*, L+!H*, H+!H* und L* (s. Tabelle 2). Der H*-Akzentton zeichnet sich durch einen Tonhöhengipfel aus, der meistens am Anfang der Akzentsilbe erreicht wird. Die akzentuierte Silbe hört sich hoch an. Eine Tonhöhenmodifikation von H* ist durch Downstep oder Upstep möglich (!H*, \wedge H*). Der L*-Tonakzent zeichnet sich durch eine tiefe Stimmlage im unteren Drittel des Sprechstimmumfangs aus. Die akzentuierte Silbe hört sich tief an. Bei einem L+H* wird unmittelbar vor oder in der akzentuierten Silbe ein tiefer Zielpunkt erreicht, danach folgt ein Anstieg. Der Tonhöhengipfel wird erst spät in der akzentuierten Silbe erreicht. Oft ist die Silbe gedehnt (s. Abb. 10). Bei diesem Tonakzent ist ebenfalls eine Tonhöhenmodifikation durch den Downstep möglich (L+!H*).

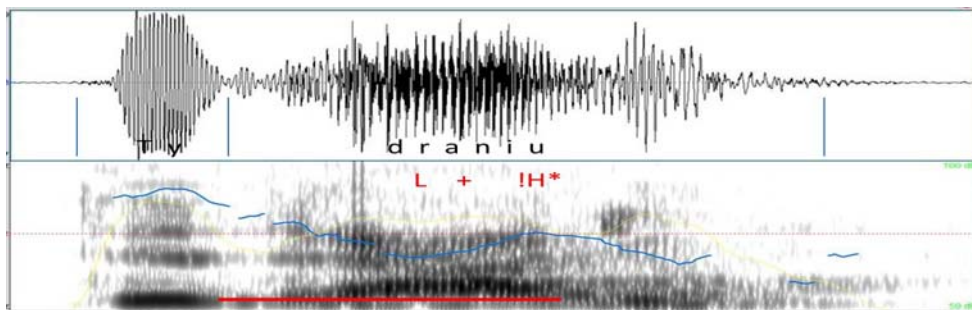


Abbildung 10. „Ty draniu“ (Du Schurke), realisiert vom männlichen Sprecher RG in der positiven Sprecherattitüde (Tonakzent L+!H*)

Der bitonale Akzenttyp H+!H* zeichnet sich durch eine mittlere Stimmlage der akzentuierten Silbe aus. Der Tonhöhen-Gipfel befindet sich unmittelbar vor der Akzent-silbe (s. Abb. 11). Die Gipfelakzente kann man generell in 2 Gruppen aufteilen: Tonakzente mit frühem Gipfel (H*, !H*, ^H*, H+!H*) und Tonakzente mit spätem Gipfel (L+H*, L+!H*).

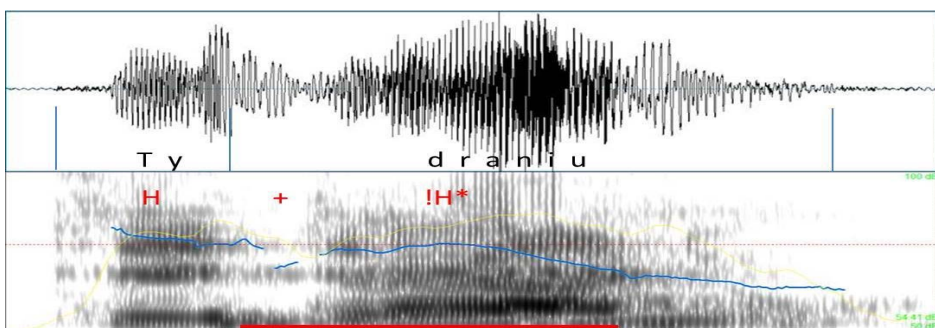


Abbildung. 11. „Ty draniu“ (Du Schurke), realisiert vom Sprecher RG in der negativen Sprecherattitüde (Tonakzent H+!H*)

In Tabelle 2 sind die realisierten nuklearen Tonakzente pro SprecherInnen, Testsatz und Bedingung für die polnischen Daten angegeben.

SprecherInnen	Satz 1		Satz 2		Satz 3		Satz 4	
	positiv	negativ	positiv	Negativ	positiv	negativ	positiv	negativ
RG (m)	L* H- H% (baby)	H* (pies)	L+!H* (dranju)	H+!H* (dranju)	L+!H* (di- able)	^H* (di- able)	L* H- H% (złama- sie)	H+!H* (złama- sie)
AD (m)	L+!H* (baby)	^H* (baby)	L+H* (dranju)	H* (dranju)	L+H* (di- able)	^H* (di- able)	!H* (złama- sie)	H+!H* (złama- sie)
PM (m)	!H* (baby)	H* (pies)	L+!H* (dranju)	L+H* (dranju)	L+H* (di- able)	^H* (di- able)	L+H* (ty)	H+!H* (złama- sie)

LG (m)	!H* (pies)	H* (pies)	L+!H* (dranju)	H* (dranju)	L+!H* (di- able)	^H* (di- able)	H+!H* (złama- sie)	H+!H* (złama- sie)
--------	---------------	--------------	-------------------	----------------	------------------------	----------------------	--------------------------	--------------------------

Tabelle 2. Nukleare Tonakzente, realisiert von den polnischen SprecherInnen pro Bedingung und Äußerung

Bei genauerer Betrachtung der Tabelle wird ersichtlich, dass im Unterschied zu den deutschen SprecherInnen die polnischen SprecherInnen eine deutliche Präferenz für späte Gipfel in der freundlichen Attitüde und für frühe Gipfel in der unfreundlichen Attitüde haben. In der freundlichen Attitüde realisieren die SprecherInnen 10 Mal Akzente mit spätem Gipfel (4 L+H* und 6 L+!H*) und 4 Mal mit frühem Gipfel (3 !H* und 1 H+!H*). In der unfreundlichen Attitüde wurden 15 Mal nukleare Tonakzente mit frühem Gipfel produziert (5 H*, 5 ^H* und 5 H+!H*). Nur Sprecherin PM realisiert in dieser Bedingung einmal einen L+H* nuklearen Akzentton. Sprecher RG benutzt in der freundlichen Bedingung zweimal den tiefen L*, aber seine nukleare Intonationskontur ist steigend. Nach der tiefen akzentuierten Silbe steigt die Tonhöhe bis zum Ende der Äußerung hin an.

4. Perzeptionsexperiment

4.1. Material, Versuchspersonen und Methode

Die im Produktionsexperiment realisierten 32 Äußerungen pro Sprache (4 SprecherInnen x 4 Äußerungen x 2 Attitüden) dienten als Stimuli für das Perzeptionsexperiment. 49 polnische Versuchspersonen (Durchschnittsalter: 20,22; Standardabweichung: 4,83) haben die polnischen Stimuli und 29 deutsche Versuchspersonen (Durchschnittsalter: 28,97; Standardabweichung: 7,37) haben die deutschen Stimuli beurteilt. Alle Versuchspersonen waren Muttersprachler ohne Beeinträchtigung der Hörfunktion. Sie hatten die Möglichkeit, die Äußerungen so oft zu hören, wie sie wollten. Die Reihenfolge der Äußerungen wurde randomisiert, um eine Verzerrung der Ergebnisse zu vermeiden. Das Ausfüllen jedes online-Fragebogens nahm ca. 10-15 Minuten in Anspruch.

Abbildung 14. Online-Fragebogen

Das Perzeptionsexperiment wurde mittels der Internet-Plattform „Sosci-Survey“ (<https://www.soscisurvey.de/>) durchgeführt. Die polnischen und deutschen Teilnehmer an der online-Befragung wurden gebeten, sich die 32 Stimuli anzuhören und auf einer kontinuierlichen Skala anzugeben, wie „freundlich“ oder „unfreundlich“¹⁰ die Äußerung gemeint war (s. Abb. 14).

Pro Sprache wurden Lineare Gemischte Modelle mit Urteil (z-transformiert) als abhängige Variable, Stimulus und Versuchsperson als Zufallsfaktor, Attitüde (freundlich/unfreundlich) und SprecherInnen (4 pro Sprache) als feste Faktoren sowie alle ihre mögliche Wechselwirkungen gerechnet. Tukey Post-hoc Tests, soweit geeignet, wurden ebenfalls durchgeführt.

4.2. Ergebnisse: Deutsch

Die statistische Analyse der Daten zeigt einen Haupteffekt bezüglich der Attitüde ($F [1, 24] = 24,9708, p < 0,001$). Das bedeutet, dass die deutschen Versuchspersonen die Attitüden in den Stimuli signifikant unterschiedlich beurteilt haben. Der Mittelwert der Urteile für die positive Attitüde ist 0,45 und für die negative -0,45. Jedoch wurde eine Interaktion zwischen Attitüde und SprecherInnen ($F [1, 24] = 4,9621, p < 0,01$) gefunden. Diese Interaktion hat eine Auswirkung auf die Interpretation des Haupteffekts und bedeutet, dass die intendierte Attitüde nicht bei allen SprecherInnen erkannt wurde. Tabelle 4 enthält die Mittelwerte der Urteile für die Stimuli, aufgeteilt nach SprecherInnen und Attitüde, sowie die Ergebnisse der t-tests. Daraus wird ersichtlich, dass die Versuchspersonen nicht imstande waren, zwischen den intendierten Attitüden der männlichen Sprecher FZ und RM zu differenzieren.

FZ (m)		RM (m)		SK (f)		JJ (f)	
positiv	negativ	positiv	Negativ	positiv	negativ	positiv	negativ
-0,05	0,03	0,39	-0,37	0,47	-0,57	0,98	-0,87
nicht signifikant		nicht signifikant		p<0,001		p<0,001	

Tabelle 4. Mittelwerte der Urteile pro SprecherInnen und Attitüde

Die Balkendiagramme in Abb. 15 veranschaulichen die Ausnutzung des F0-Umfangs, des Intensitätsumfangs und der Dauer der vier deutschen SprecherInnen. Die SprecherInnen benutzen systematisch das Sprechtempo und mit Ausnahme von Sprecherin JJ den Intensitätsumfang, um die (Schein-)Beleidigung zu signalisieren – sie benutzen ein langsames Sprechtempo und einen größeren Stimmumfang, wenn sie eine unfreundliche Attitüde intendieren. In Bezug auf den Stimmumfang wenden die männlichen und die weiblichen SprecherInnen unterschiedliche Strategien an. Wie im Pkt. 2

¹⁰ Bei „freundlichen“ im Sinne von „supportiv“ und „unfreundlich“ im Sinne von „derogativ“ wurde auf lebensweltliche Bezeichnungen zurückgegriffen, damit die Probanden, die kein linguistisches Fachwissen hatten, die Anweisungen korrekt verstehen konnten. Die Teilnehmer basierten ihre Urteile auf ihrem intuitiven Wissen, ihnen wurden keine Definitionen von „freundlich“ und „unfreundlich“ gegeben.

beschrieben, liegt die symbolische Natur der Tonhöhe im Sinne des *frequency code* (J. J. Ohala 1983, 1984, 1994, C. Gussenhoven 2002) primär auf der Andeutung von Stärkerelationen. Im Sinne des *effort code* (C. Gussenhoven 2002) ist der Stimmumfang auf Entgegenkommen zurückzuführen. Während Sprecherinnen SK und JJ einen größeren Stimmumfang in der freundlichen Attitüde benutzen, reduziert Sprecher RM den F0-Umfang in dieser Bedingung, und Sprecher FZ benutzt den gleichen Stimmumfang in beiden Attitüden. Diese widersprüchlichen akustischen *Cues* behindern höchstwahrscheinlich die Versuchspersonen bei der Erkennung der intendierten Sprechereinstellung.

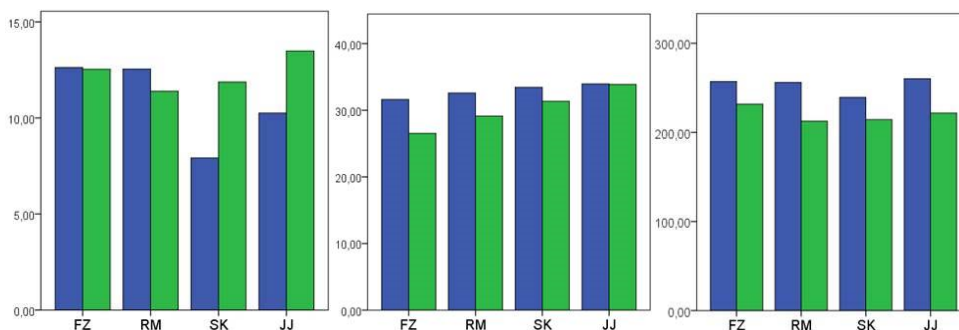


Abbildung 16. F0-Umfang (links), Intensitätsumfang (in der Mitte) und mittlere Silbendauer pro SprecherInnen in der positiven (grün) und negativen (blau) Bedingung (Deutsch).

4.3. Ergebnisse: Polnisch

Ein Haupteffekt bezüglich der Attitüde ($F [1, 24] = 69,9345$, $p < 0,001$) und der Sprecher ($F [3, 24] = 7,8547$, $p < 0,001$) tritt auf. Die Versuchspersonen haben die Attitüden der Stimuli signifikant unterschiedlich beurteilt. Die Stimuli mit der positiven Attitüde wurden im Schnitt mit dem Wert 0,50 beurteilt, die Stimuli mit der negativen Attitüde mit -0,50. Tabelle 3 enthält die Mittelwerte der Urteile für die Stimuli, aufgeteilt nach Sprecher und Attitüde. Daraus wird ersichtlich, dass die negative Attitüde von Sprecher AD und die positive Attitüde von Sprecherin PM nicht überzeugend erkannt werden. Beide Werte sind in der Nähe des Mittelpunktes der Skala 0. Es verhält sich genau umgekehrt mit der Erkennung der positiven Attitüde bei Sprecher AD 0,90 und der negativen Attitüde bei Sprecherin PM -0,83. Bei der auditiven Beurteilung der realisierten Äußerungen wurde festgestellt, dass bei der Realisierung aller supportiven Äußerungen Sprecher AD gelächelt hat. Sprecherin PM hat eine auffällig veränderliche Stimmqualität (behaucht, hart, rau).

RG (m)		AD (m)		PM (f)		LG (f)	
positiv	negativ	positiv	Negativ	positiv	negativ	positiv	negativ
0,55	-0,41	0,90	-0,06	0,11	-0,83	0,43	-0,71

Tabelle 3. Mittelwerte der Urteile pro SprecherIn und Attitüde

Die Balkendiagramme in Abb. 15 veranschaulichen die Ausnutzung des F0-Umfangs, des Intensitätsumfangs und der Dauer der vier polnischen SprecherInnen. Es fällt auf, dass die Sprecher die akustischen Parameter zum Signalisieren der jeweiligen Sprechereinstellung sehr unterschiedlich einsetzen. Sprecher RG und Sprecherin LG haben einen höheren Stimmumfang in der freundlichen Attitüde, Sprecher AD und Sprecherin PM in der unfreundlichen Attitüde. Was das Sprechtempo anbelangt, unterscheiden sich die SprecherInnen in der Wahl ihrer Strategie extrem voneinander. Im Vergleich zur positiven Attitüde ist Sprecher RM langsamer und Sprecher AD und Sprecherin LG sind schneller in der negativen Attitüde. Sprecherin PM macht keinen Gebrauch vom Sprechtempo zur Kennzeichnung der intendierten Sprechereinstellung. Darüber hinaus ist sie in den beiden Bedingungen langsamer als der Rest der Sprecher. Nur in Bezug auf den Intensitätsumfang zeigen die Sprecher eine gewisse Systematik: abgesehen von Sprecherin AD haben sie einen größeren Intensitätsumfang in der unfreundlichen Attitüde.

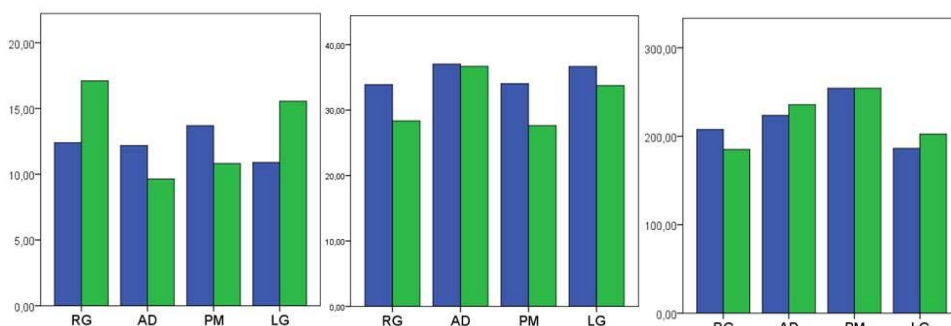


Abbildung 15. F0-Umfang (links), Intensitätsumfang (in der Mitte) und mittlere Silbendauer pro Sprecher in der positiven (grün) und negativen (blau) Bedingung (Polnisch)

5. Schlussfolgerungen

Unsere Studie hat unterschiedliche phonetische Profile bei der Produktion von supportiven und derogativen Äußerungen im Deutschen und im Polnischen gezeigt. Das Gelingen des indirekten Sprechaktes der Scheinbeleidigung (*mock impoliteness*) in den untersuchten Sprachen (verstanden als Anerkennung durch den Hörer der supportiven Intention des Sprechers trotz des Gebrauchs einer derogativen Lokution) hängt nicht nur von kontextuellen Faktoren und von der adäquaten Rekonstruktion von Implikaturen ab, sondern ist auch an „performative“ Faktoren („wie“ etwas gesagt wird) gebunden. Unter den phonetischen Merkmalen, die für das Gelingen dieses Sprechaktes relevant sind, wurden in der vorliegenden Studie die durchschnittliche Grundfrequenz, der Tonhöhenumfang, die durchschnittliche Intensität, der Intensitätsumfang, die durchschnittliche Silbendauer und die nuklearen Tonakzente untersucht.

Die Ergebnisse des Produktionsexperimentes haben gezeigt, dass bei der Realisierung solcher Sprechakte SprecherInnen auf ein Instrumentarium zurückgreifen, bestehend einerseits aus kontinuierlichen prosodisch-phonetischen Parametern und andererseits aus kategorialen intonatorischen Merkmalen, die in unterschiedlichen Graden der Kombination eingesetzt werden können. Das Perzeptionsexperiment hat gezeigt, dass

aus der Sicht des perlokutionären Effektes die Wahl der eingesetzten Mittel eine wichtige Rolle bei der Erkennung der intendierten Attitüde spielt. In beiden Sprachen hat sich folgendes herausgestellt: Wenn die SprecherInnen bei der Produktion der jeweiligen Attitüden die entsprechenden relevanten phonetischen und intonatorischen Merkmale nicht benutzt (vor allem Grundfrequenz) und dieses auch nicht durch eine ausbalancierende Verwendung von anderen Merkmalen (z.B. Intensität oder Sprechtempo) kompensiert haben, wurden diese Attitüden von den HörerInnen nicht (eindeutig) erkannt.

In Bezug auf die anfangs definierte Problemstellung lässt sich das Ergebnis wie folgt zusammenfassen:

- Die negative oder positive Valenz von Äußerungen kann auf der Grundlage von graduellen phonetischen und kategorialen intonatorischen Merkmalen auch ohne kontextuelle Informationen korrekt rekonstruiert werden (signifikanter perlokutiver Effekt, vgl. auch J. House 2008)¹¹.
- Bei der Produktion von *mock impoliteness* geht es um ein Merkmalsbündel, bei dem Tonakzent, Grundfrequenz, Intensität, Dauer, Stimmqualität (aber auch nichtverbale Vokalisierung: Lächeln/Lacher) die wichtigsten Komponenten sind. Die vorliegende Studie zeigt, dass zwar die Grundfrequenz ein wichtiger Faktor ist, der zum Gelingen des Sprechaktes der *mock impoliteness* (supportive Tiefenstruktur mit derogativer Oberflächenstruktur) führt, allerdings ist dieser Faktor immer mit anderen phonetischen Faktoren verbunden, und nur das daraus resultierende Bündel ist entscheidend dafür, ob der Sprechakt gelingt oder nicht. Dieses Ergebnis relativiert die Aussagekraft des *frequency code* und des *effort code*.

Bei den untersuchten Produktionen der polnischen und deutschen SprecherInnen lässt sich folgendes feststellen:

- Bei den polnischen und den deutschen SprecherInnen ist ein größerer Intensitätsumfang in der negativen Attitüde festzustellen.
- Bei den deutschen SprecherInnen sind größere Dauerwerte in der negativen Attitüde festzustellen.
- Bei den polnischen SprecherInnen ist in beiden Attitüden eine größere Durchschnittsintensität als bei den Deutschen festzustellen.
- Die polnischen und die deutschen SprecherInnen verwenden unterschiedliche Akzenttypen. Die polnischen SprecherInnen zeigen eine deutliche Präferenz für späte Gipfel in der freundlichen Attitüde und für frühe Gipfel in der unfreundlichen Attitüde.

Die Ergebnisse des Produktions- und Perceptionsexperiments haben gezeigt, dass in beiden Sprachen eine relativ hohe Intersprecher-Variabilität festzustellen ist. Es soll schließlich betont werden, dass die Ergebnisse dieser Studie als qualitativ zu betrachten sind und in weiteren quantitativen Studien geprüft und durch weitere Variablen erweitert werden sollen.

¹¹ Dies relativiert die Kontext-Hypothese, vgl. D. Wilson/ T. Wharton 2006: 1559: „First, prosodic inputs to the comprehension process range from the ‘natural’ (e.g. an angry, friendly or agitated tone of voice) to the properly linguistic (e.g. lexical stress or lexical tone). Second, the effects of prosody are highly context-dependent: prosodic information interacts with information from many other sources during the comprehension process, and the same prosodic input may have different effects on different occasions.”

Bibliographie

- Arndt, H./ R. W. Janney (1985), *Politeness revisited: cross modal supportive strategies*. In: International Review of Applied Linguistics in Language Teaching 23 (4), 281–300.
- Arndt, H./ Janney, R. W. (1987), *Intergrammar: Toward an Integrative Model of Verbal, Prosodic and Kinesic Choices in Speech*. Berlin.
- Beckman, M.E./ J.B. Pierrehumbert (1986), *Intonational structure in English and Japanese*. In: Phonology Yearbook 3, 255–310.
- Blakemore, D. (2002), *Relevance and Linguistic Meaning*. Cambridge.
- Bolinger, D. L. (1964), *Intonation across languages*. In: J.H. Greenberg/ C.A. Ferguson/ E.A. Moravcsik (Hrsg.), *Universals of Human Language*, Vol. 2: Phonology. Stanford, CA., 471–524.
- Bonacchi, S. (2012), *Zu den idio-kulturellen und polykulturellen Bedingungen von aggressiven Äußerungen im Vergleich Polnisch-Deutsch-Italienisch*. In: M. Olpińska-Szkielko/ S. Grucza/ Z. Berdychowska/ J. Żmudzki (Hrsg.), *Der Mensch und seine Sprachen*. Frankfurt a.M. etc., 130–148
- Bonacchi, S. (2013), *(Un)Höflichkeit. Eine kulturologische Analyse Deutsch – Italienisch – Polnisch*. Frankfurt a.M.
- Bonacchi, S. (2014), *Scheinbeleidigungen und perfide Komplimente: kulturologische Bemerkungen zur obliquen Kommunikation in interkultureller Perspektive*. In: K. Lukas/ I. Olszewska (Hrsg.), *Deutsch im Kontakt und im Kontrast. Festschrift für Andrzej Kątny zum 65. Geburtstag*. Frankfurt a.M., 341–356.
- Brown, P./ S.C. Levinson (1987), *Politeness: Some universals in language use*. Cambridge.
- Carston, R. (2002), *Thoughts and utterances. The Pragmatics of explicit communication*. Oxford.
- Cheang, H.S./ M.D. Pell (2008), *The sound of sarcasm*. In: *Speech Communication* 50, 366–381
- Chen, A./ C. Gussenhoven/ T. Rietveld (2004), *Language-specificity in the perception of paralinguistic intonational meaning*. In: *Language and Speech* 4, 311–350.
- Culpeper, J. (1996), *Towards an anatomy of impoliteness*. In: *Journal of Pragmatics* 25 (3), 349–367.
- Culpeper, J. (2011), *It's not what you said, it's how you said it!: Prosody and impoliteness*. In: Linguistic Politeness Research Group (Hrsg.), *Discursive Approaches to Politeness*. Berlin etc., 57–83.
- Culpeper, J./ D. Bousfield/ W. Wichmann (2003), *Impoliteness revisited: with special reference to dynamic and prosodic aspects*. In: *Journal of Pragmatics* 35, 1545–1579.
- d'Avis, F./ J. Meibauer (2013), *Du Idiot! Din Idiot! Pseudo-vocative constructions and insults in German (and Swedish)*. In: B. Sonnenhauser/ H. Noel Aziz Hanna (Hrsg.), *Vocative!*, Berlin etc., 189–217.
- Goffman, E. (1986), *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. Frankfurt a.M..
- Grauwunder, S./ B. Winter (2010), *Acoustic correlates of politeness: prosodic and voice quality measures in polite and informal speech of Korean and German speakers*. In:

- Proceedings of the International Conference for Speech Prosody 2010, Chicago 5/2010, Speech Prosody 2010, 100316: 1–4.
- Grice, M./ S. Baumann (2002), *Deutsche Intonation und GToBI*. In: Linguistische Berichte 191, 267–298.
- Grice, M./ S. Baumann/ R. Benz Müller (2005), *German Intonation in Autosegmental-Metrical Phonology*. In: S.-A. Jun (Hrsg.), *Prosodic Typology: The Phonology of Intonation and Phrasing*. Oxford, 55–83.
- Gussenhoven, C. (2014), *The Phonology of Tone and Intonation*. Cambridge.
- Gussenhoven, C. (2002), *Intonation and Interpretation: Phonetics and Phonology*. In: B. Bel/ I. Marlien. (Hrsg.). *Proceedings of Speech Prosody 2002*. Aix-En-Provence. 47–57.
- Haiman, J. (1998), *Talk is cheap: Sarcasm, alienation and the evolution of language*. New York.
- Haugh, M. (2015), *Im/Politeness Implicatures*. Berlin etc.
- House, J. (2008), *Constructing a Context with Intonation*. In: *Journal for Pragmatics* 38, 1542–1558.
- Kaufer, D. S. (1981), *Understanding ironic communication*. In: *Journal of pragmatics* 5, 495–510.
- Ladd, D. Robert (1996), *Intonational Phonology*. Cambridge.
- Leech, G. (1983), *Principles of Pragmatics*. Longman.
- Leggitt, J./ R. Gibbs (2000), *Emotional reactions to verbal irony*. In: *Discourse Processes* 29, 1–24.
- Mateo, J./ F. Yus (2013), *Towards a cross-cultural pragmatic taxonomy of insults*. In: *Journal of Language Aggression and Conflict* 1 (1), 86–113.
- McKinnon, S./ P. Prieto (2014), *The role of Prosody and Gesture in the Perception of Mock Impoliteness*. In: *Journal of Politeness Research* 10(2), 185–219.
- Morton, E.S. (1977), *On the occurrence and significance of motivation-structural rules in some bird and mammal sounds*. In: *The American Naturalist* 111, 855–869.
- Murray, I.R./ Arnott, J.L. (1993), *Toward the Simulation of Emotion in Synthetic Speech: A Review of the Literature on Human Vocal Emotion*. In: *Journal of the Acoustical Society of America*, 93(2), February, 1097–1108.
- Nakassis, C./ Snedeker, J. (2002), *Beyond sarcasm: Intonation and context as relational cues in children's recognition of irony*. In: A. Greenhill/ M. Hughs/ H. Littlefield/ H. Walsh (Hrsg.), *Proceedings of the Twenty-Sixth Boston University Conference on Language Development*. Somerville Mass, 429–440.
- Nowick-Dziewicka, E. (2012), *Banter and the Echo/Pretence Distinction*. In: E. Walaszewska/ A. Piskorska (Hrsg.), *Relevance Theory: More than understanding*. Cambridge, 245–259.
- Ohala, J.J. (1983), *Cross-language use of pitch: an ethological view*. In: *Phonetica* 40, 1–18.
- Ohala, J.J. (1984), *An ethological perspective on common cross-language utilization of F0 in voice*. In: *Phonetica* 41, 1–16.
- Ohala, J.J. (1994), *The frequency code underlines the sound symbolic use of voice of pitch*. In: L. Hinton et al. (Hrsg.), *Sound symbolism*, Cambridge. 325–247.
- Pierrehumbert, J./ M.E. Beckman (1988), *Japanese Tone Structure*. Cambridge, MA.

- Pierrehumbert, J. (1980), *The Phonology and Phonetics of English Intonation* (Ph.D thesis, MIT).
- Rockwell, P. (2000), *Lower, slower, louder: Vocal cues of sarcasm*. In: Journal of Psycholinguistics Research 29, 483–495.
- Rockwell, P. (2006), *Sarcasm and other mixed messages. The ambiguous ways people use language*. New York.
- Searle, J. R. (1982), *Indirekte Sprechakte*. In: J.R. Searle, Ausdruck und Bedeutung. Frankfurt a.M., 51–79.
- Sperber, D./ D. Wilson (1981), *Irony and the use-mention distinction*. In: P. Cole (Hrsg.) Radical Pragmatics. New York. Reprinted in S. Davis (Hrsg.) (1991) Pragmatics: A Reader. Oxford, 550–563.
- Sperber, D./ Wilson, D. (2002), *Relevance: Communication and Cognition*. Cambridge.
- Sperber, D. (1984), *Verbal irony: Pretense or echoic mention?* In: Journal of Experimental Psychology: General 113, 130–136.
- Stadler, S. A. (2006), *Multimodal (Im)politeness: The Verbal, Prosodic and Non-Verbal Realization of Disagreement in German and New Zealand English. Thesis submitted in fulfilment of the requirements for the degree of Doctor of Philosophy in Linguistics*. University of Auckland and Universität Hamburg.
- Wilson, D./ D. Sperber (1992), *On verbal irony*. In: Lingua 87, 53–76.
- Wilson, D./ T. Wharton (2006), *Relevance and Prosody*. In: Journal of Pragmatics 38, 1559–1578.
- Wilson, D. (2013), *Irony comprehension: A developmental perspective*. In: Journal of Pragmatics 59, 40–56.
- Žegarac, V. (1998), *What is “phatic communication”?* In: V. Rouchota/ A. Jücker (Hrsg.), Current Issues in Relevance Theory. Amsterdam etc., 327–362.
- Zwaan, R./ G. Radvansky (1998), *Situation models in language comprehension and memory*. In: Psychological Bulletin 123 (2), 162–185.

Jacek KARPİŃSKI
Uniwersytet Wrocławski

Aviation Dutch? Próba definicji¹

Abstract:

Aviation Dutch? Attempt to give a definition

At present, air travel is on the increase. People spend more and more time at airports and on airplanes, which have become one of the fastest and most important means of transport in today's world. Although English is the language of aviation, one can communicate at airports and on planes also in (almost) every other language. In this paper attention is directed to the Dutch language of aviation, which has not yet been the subject of linguistic research. Is it possible to speak, as it is the case with *Aviation English*, about *Aviation Dutch*? The main issue raised in this paper is an attempt to give a definition of *Aviation Dutch* and to present its specific characteristics that distinguish it from other languages for special purposes.

Wstęp

Sebastian Mikosz – były prezes PLL LOT – stwierdził, że „lotnictwo łączy w sobie (...) wszystkie składniki magii: samoloty, podróże, technologie, zmiany kontynentów i różne kultury” (S. Mikosz 2011: 9). Odwieczne marzenie człowieka o tym, aby wzbić się w powietrze i pokonać grawitację, stało się obecnie rzeczywistością. Jednakże wsiadając na pokład dwupiętrowego Airbusa A380, by pokonać odległość 13000 km w kilkanaście godzin, mało kto ma jeszcze przed oczami pierwszy lot trwający zaledwie 12 sekund w samolocie skonstruowanym przez braci Wright (zob. R.G. Grant 2003: 26). Gwałtowny rozwój lotnictwa w ostatnim stuleciu spowodował, że obecnie ludzie podróżują coraz częściej, spędzają coraz więcej czasu na lotniskach, a samoloty urosły do rangi jednego z najszybszych, najpopularniejszych i najbezpieczniejszych środków transportu we współczesnym świecie. Rozwój ten spowodował także pojawienie się problemów, nad którymi do tej pory rozmyślali jedynie nieliczni. Jedną z takich kwestii jest niewątpliwie język używany w awiacji oraz sprawna komunikacja będąca w lotnictwie cywilnym z pewnością jednym z najważniejszych aspektów gwarantujących bezpieczeństwo podczas każdego lotu. Oczywistym jest więc fakt, że wszystkie osoby związane z danym lotem powinny bez problemu komunikować się ze sobą. Pamiętać należy nie tylko o

¹ Artykuł powstał w ramach projektu ‘Rozwój potencjału i oferty edukacyjnej Uniwersytetu Wrocławskiego szansą zwiększenia konkurencyjności Uczelni’ współfinansowanego ze środków Unii Europejskiej w ramach Europejskiego Funduszu Społecznego.

pilotach, kontrolerach ruchu lotniczego czy innych członkach załogi, ale także o pasażerach, którzy odgrywają w tym procesie niezwykle istotną rolę. Mimo że językiem awiacji jest bez wątplenia język angielski, na lotniskach czy w samolotach można komunikować się także w (prawie) każdym innym języku.

W niniejszym artykule uwaga zostanie skierowana na niderlandzki język awiacji, który nie był do niedawna przedmiotem badań językoznawczych. Po krótkim wprowadzeniu na temat miejsca języka awiacji we współczesnej lingwistyce w Polsce i krajach niderlandzkojęzycznych poruszony zostanie problem specyfiki języka awiacji na tle języka ogólnego. Istotnym aspektem będzie także znalezienie odpowiedzi na pytanie, czy, analogicznie do *Aviation English*, może być mowa o *Aviation Dutch*? Głównym zagadnieniem omawianym w artykule będzie także próba definicji niderlandzkiego języka awiacji, przedstawienie jego specyfiki oraz cech charakterystycznych wyróżniających go spośród innych języków fachowych.

1. Język awiacji w świetle współczesnych badań

Pojęcie niderlandzkiego języka awiacji nie jest do dziś pojęciem ogólnie przyjętym². Świadczy o tym już chociażby znikoma ilość wyników wyszukiwania tego sformułowania w internecie. *Aviation Dutch* pojawia się jedynie w kontekście kursu niderlandzkiego języka awiacji, organizowanego na zlecenie przez prywatną szkołę językową: „Aviation Dutch courses in Rotterdam are for pilots, air traffic controllers, aircraft engineers, flight attendants, and other aviation professionals who want to study Dutch to meet ICAO Dutch proficiency requirements. These courses are ideal for those who want to learn specific aviation Dutch vocabulary and expressions used in the Dutch aviation system”³. Także wyszukiwanie niderlandzkich odpowiedników pojęcia *Aviation Dutch* (np. *Luchtvaartnederlands*, *Aviatienederlands*, *Nederlandse luchtvaarttaal*, *Nederlands in de luchtvaart*) nie daje nowych, zadowalających rezultatów.

Wiele do życzenia pozostawia także ilość publikacji naukowych na ten temat na niderlandzkim obszarze językowym. W Holandii i Belgii badania języków fachowych ograniczają się często do języka prawa, ekonomii, techniki i medycyny. Głównym ich celem jest przede wszystkim zinventaryzowanie słownictwa fachowego z poszczególnych dziedzin i stworzenie list terminologicznych oraz jedno- lub wielojęzycznych słowników, które z powodzeniem mogą być wykorzystywane przez tłumaczy, dydaktyków czy specjalistów w danej dziedzinie. W językoznawstwie niderlandzkim brakuje jednak

² Z badań przeprowadzonych na temat niderlandzkości niderlandzkiego języka awiacji (zob. J. Karpiński 2012) wynika, że 32% respondentów definitywnie zaprzecza istnieniu lokalnej, niderlandzkiej odmiany języka lotniczego („alle woorden zijn Engels maar dat is wel goed want zo begrijpt bijna iedereen wat er bedoeld wordt” [wszystkie słowa są angielskie, ale jest to całkiem dobrym zjawiskiem, ponieważ dzięki temu każdy rozumie, o czym jest mowa – tłum.: J.K.]). Większość ankietowanych akceptuje jednak pojęcie *Aviaton Dutch*, choć wskazuje na znaczny wpływ języka angielskiego na niderlandzki język awiacji. Jako główną przyczynę tego stanu respondenci podawali przede wszystkim dominującą rolę języka angielskiego w międzynarodowym transporcie lotniczym i większe otwarcie na świat.

³ URL <http://www.languageinternational.com/courses-dutch-rotterdam-netherlands-aviation-62680> [Pobrano 26.08.2015].

wypracowanych metod, które w badaniach języków fachowych wychodziłyby poza terminologię. Nie ulega bowiem wątpliwości, że komunikacja specjalistyczna obejmuje znacznie więcej aspektów, zarówno językowych, jak i pozajęzykowych (zob. B. Bar-kow/ U. Rutenberg 2002, P. Krivonos 2005, S. Gruzca 2008, A. Borowska 2013, J. Karpiński 2015).

Język lotnictwa nie stanowi jednak przedmiotu badań językoznawczych w szeroko pojętych Niderlandach. Najnowsze bibliografie niderlandzkiej terminologii fachowej podają wyłącznie kilka słowników i list terminologicznych, z czego większość pochodząca z lat 40. i 80. XX wieku, m.in.:

- *Luchtvaartwoorden: lijst van 250 Nederlandsche luchtvaarttermen* z 1939r. (63 str.; niderlandzkie terminy z niderlandzkimi definicjami);
- *Vliegtuig, automobiel, motorrijwiel Dictionnaire, Flying and motoring dictionary Nederlandsch/Engelsch – Engelsch/Nederlandsch* z 1945r. (145 str.; dwujęzyczny słownik niderlandzko-angielski zawierający terminy związane z transportem, w tym transportem lotniczym);
- *Luchtvaarttechnisch woordenboek Engels-Nederlands* z 1948r. (225 str.; słownik lotniczo-techniczny angielsko-niderlandzki);
- *Multilingual aeronautical dictionary* z 1980r. (876 str.; terminy w 10 językach, w tym niderlandzkim, z angielskimi definicjami);
- *Luchtvaartterminologie Engels-Nederlands Nederlands-Engels* z 1983r. (129 str.; terminy w j. angielskim i niderlandzkim z niderlandzkimi definicjami).

Duże zainteresowanie tematyką lotniczą po II wojnie światowej nie dziwi. Był to okres silnego rozwoju lotnictwa oraz konieczności opracowania międzynarodowych standardów i umów gwarantujących bezpieczeństwo w tym sektorze transportu. To właśnie na ten okres przypada podpisanie w Chicago Konwencji o międzynarodowym lotnictwie cywilnym i powołanie ICAO – wyspecjalizowanej agencji ONZ określającej zasady, standardy i procedury obowiązujące w lotnictwie na całym świecie. Lata 70. i 80. z kolei to okres silnego rozwoju lotnictwa, ulepszania samolotów i coraz większej dostępności takich podróży dla pasażerów. Dziwi więc znikome zainteresowanie tematyką języka awiacji obecnie, w XXI wieku, kiedy to samoloty stały się podstawowym środkiem transportu, nie zarezerwowanym już wyłącznie dla elity.

Także publikacje, które dostępne są na rynku wydawniczym (zarówno w Holandii, jak i w Belgii), są dowodem na to, że niderlandzki język lotnictwa nie jest chętnie podejmowanym problemem w badaniach językoznawczych. Większość autorów zajmuje się językiem angielskim jako jedynym używanym w awiacji. Dostępne są zatem angielskie podręczniki dla osób zainteresowanych tą tematyką (np. *Aviation English* [2008], *English for Aviation* [2009], *Flightpath: Aviation English for Pilots and ATCOs* [2011])⁴. Jednocześnie można zaobserwować w społeczeństwie coraz większe zainteresowanie samolotami, podróżami lotniczymi i pracą na lotnisku czy na pokładzie samolotu, biorąc pod uwagę rosnącą liczbę publikacji beletrystycznych pojawiających się w

⁴ Emery, H. i in. (2008), *Aviation English*. Oxford: Macmillan; Eblis, S. i in. (2009), *English for Aviation*. Oxford: University of East Angles; Shawcross, Ph. (2011), *Flightpath: Aviation English for Pilots and ATCOs*. Cambridge: Cambridge University Press.

księgarniach (np. *Dagboek van een steward* [2006], *Een week op de luchthaven* [2009]⁵) czy poradników dla osób ubiegających się o pracę personelu pokładowego (np. *Ready for take-off. Hoe word ik stewardess?* [2010]⁶).

W Polsce także brakuje naukowej dyskusji na temat szeroko pojętego języka awiacji. Wśród nielicznych osób zajmujących się tą problematyką jest Anna Borowska z Instytutu Komunikacji Specjalistycznej i Interkulturowej w Warszawie oraz pracownicy działającego pod jej kierownictwem Ośrodka Badawczego Komunikacji Lotniczej – Aviation Communication Research Centre. Głównym celem tych badań jest komunikacja w języku angielskim między pilotami a kontrolerami ruchu lotniczego.

Niewielka ilość pozostałych publikacji (głównie w języku angielskim), które traktują o języku awiacji, koncentruje się na analizie szeroko pojętego dyskursu lotniczego (pomijając często kwestie językowe) oraz na problemach technicznych. Także ICAO – Organizacja Międzynarodowego Lotnictwa Cywilnego – postrzega niewielką ilość publikacji na temat języka lotnictwa jako ogromny problem, który musi zostać rozwiązany.

2. Czym jest język awiacji?

Podanie dokładnej definicji języka awiacji wydaje się dość problematyczne. Należy się zastanowić nad tym, 1) kto z kim komunikuje się za pomocą tego języka; 2) w jakich sytuacjach wykorzystywany jest język awiacji oraz 3) jakie są jego charakterystyczne cechy.

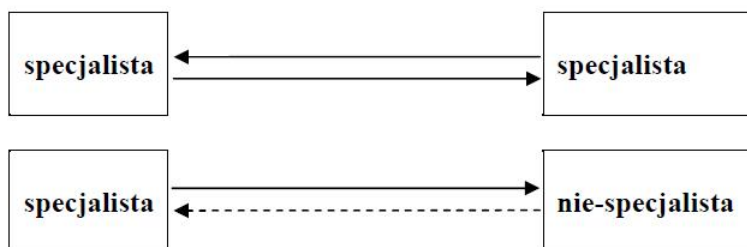
Mimo że ICAO określa obszar objęty pojęciem ‘język lotniczy’ dość szeroko – jako „wszystkie zastosowania języka w różnych zawodach lotniczych (inżynierowie, technicy, pracownicy handlu, członkowie personelu lotniczego itp.), które same w sobie zawierają takie specjalizacje jak budowa statku powietrznego, obsługa statku powietrznego, operacje statku powietrznego, kontrola ruchu lotniczego, przepisy, działalność lotniska, obsługa pasażera i czynności członków personelu lotniczego” (A. Borowska 2012: 20) – to w standardach bardzo często w kontekście językowym zwraca się uwagę przede wszystkim na komunikację między pilotem a kontrolerem ruchu lotniczego (zob. ICAO 2012). Także po analizie podręczników do nauki *Aviation English* można odnieść wrażenie, że skierowane są one głównie do specjalistów, w szczególności do pilotów i kontrolerów lotów. Można by więc wysnuć wniosek, że język awiacji to specyficzna odmiana języka ogólnego używana przez załogi samolotów i kontrolerów lotów w czasie pracy. Takie podejście jednak wydaje się zbyt uogólnione i nie obejmuje ono znacznie większej różnorodności języka lotniczego.

Bez wątplenia komunikacja między specjalistami jest jednym z podstawowych aspektów języka awiacji. Nie można jednak zapomnieć o innych osobach zaangażowanych w każdy lot i wykorzystujących nie tylko terminologię lotniczą w swoich wypowiedziach, ale także inne elementy językowe i pozajęzykowe charakterystyczne dla tej komunikacji. Na język awiacji należy zatem spojrzeć znacznie szerzej. Jest on konstruktem polilektalnym, pojmowanym zarówno jako „suma wszystkich idiolektów”, jak i jako

⁵ Veen, M. van der (2006), *Dagboek van een steward*. Amsterdam: TM Publishers; Botton, A. de (2009), *Een week op de luchthaven*. Amsterdam/ Antwerpen: Atlas.

⁶ Vliet-Tahir, F. van der (2010), *Ready for take-off. Hoe word ik stewardess?*. Houten-Antwerpen: Het Spectrum.

„ich logiczny przekrój” (A. Grygoruk 2008: 24). Jest to więc połączenie profesjolektów poszczególnych grup osób zaangażowanych w przygotowanie, odprawę i przebieg każdego lotu oraz dbających o zapewnienie bezpieczeństwa na lotnisku i na pokładzie samolotu. Komunikacja ta charakterystyczna jest nie tylko dla pilotów i kontrolerów lotów, ale także dla członków załogi pokładowej, agentów obsługi pasażerskiej, mechaników, pracowników ochrony lotniska czy straży granicznej. Istotnym ogniwem wydają się tu także nie-specjaliści – pasażerowie, którzy bez wątplenia są ważnymi podmiotami w komunikacji na lotniskach i w samolotach. Można zatem stwierdzić, że język awiacji to odmiana języka ogólnego służąca do komunikacji zarówno między specjalistami, jak i do komunikacji specjalistów z pasażerami w sytuacjach związanych z szeroko pojętym lotnictwem:



Rys. 1: Język awiacji – Uproszczony schemat komunikacji

Warto zwrócić uwagę na fakt, że o ile specjaliści mogą komunikować się ze sobą bez większego problemu, komunikacja z pasażerem może być już utrudniona chociażby ze względu na nieznaną problematykę lotniczą lub obowiązujących procedur. Dlatego też bardzo często towarzyszą jej różnorodne elementy ułatwiające zrozumienie, np. *safety card* z licznymi znakami ikonicznymi pomagającymi w opanowaniu zasad bezpieczeństwa na pokładzie samolotu.

Elementy języka awiacji, głównie terminologia specjalistyczna, wykorzystywane są także w komunikacji między nie-specjalistami (pasażerami) w rozmowach na temat lotu (kupno biletu, odprawa biletowo-bagażowa, dyskusja na temat ostatnio odbytego lotu czy katastrofy lotniczej itd.).

Zawężenie zakresu używania języka awiacji wyłącznie do komunikacji między pilotem a kontrolą lotów wydaje się tym samym być dalekie od rzeczywistości. Język awiacji wykorzystywany jest – w mniejszym lub większym stopniu – w każdej sytuacji związanej z lotem. Bez wątplenia są to głównie zawodowe rozmowy między specjalistami, ale nie można zapomnieć także o m.in. zapowiedziach pokładowych, demonstracji zasad bezpieczeństwa na pokładzie, rozmowach załogi pokładowej z pasażerami, komunikacji na lotniskach podczas odprawy biletowo-bagażowej, kontroli, boardingu czy zgłaszania uszkodzonego lub zagubionego bagażu. Elementy języka awiacji, głównie podstawową terminologią specjalistyczną, można spotkać także w życiu codziennym – w reklamach linii lotniczych, w artykułach prasowych na temat lotnictwa, na forach internetowych, w beletrystyce.

Język awiacji to także ta odmiana języka ogólnego, która różni się od niego stosowanymi elementami językowymi. Z pewnością jedną z najbardziej widocznych cech tego języka jest jego specjalistyczna terminologia. Nie ma się tu czemu dziwić, ponieważ

specjaliści przekazują (sobie) najczęściej informacje, które muszą być konkretne, jednoznaczne, pozbawione domysłów i niepewności. Określenia fachowe stanowią więc nierozłączną część języka awiacji.

Język awiacji różni się także od języka ogólnego swoją budową, w szczególności morfologią i składnią. Charakterystyczne jest użycie zapożyczeń z języka angielskiego, które bardzo często występują obok swoich lokalnych odpowiedników (np. *cabinebemanning* i *cabin crew* w języku niderlandzkim). Znaczny procent słownictwa stanowią także złożenia tworzone najczęściej przez połączenie słowa (lub zapożyczenia z) angielskiego ze słowem należącym do rdzennego słownictwa danego języka (np. *grondstewardess* → NL: *grond* [ziemia] + EN: *stewardess* [stewardessa]) i derywacje tworzone przez dołączenie niderlandzkiego afiksu do angielskiej podstawy słowotwórczej (np. *taxiën* [kołować] → EN: *taxi* + NL: *-en*). Charakterystyczne jest użycie niewielkiej liczby przymiotników i przysłówków będących nośnikami emocji. Jest to w pełni zrozumiałe, mając na uwadze konieczność zapewnienia bezpieczeństwa i postępowania zgodnie z określonymi procedurami, których głównym celem jest przekazanie konkretnej informacji. W języku awiacji wykorzystywane są także elementy przyciągające i skupiające uwagę pasażera. Często zatem pojawiają się zdania w trybie rozkazującym (np. *Trek één van de maskers naar u toe, plaats het masker over neus en mond, bevestig de hoofdband en adem normaal* [Pociągnij jedną z masek do siebie, zakryj nią nos i usta, umocuj taśmę wokół głowy i oddychaj normalnie – tłum.: J.K.] oraz zdania z nagromadzonymi zaimkami, głównie osobowymi i dzierżawczymi (np. *Wilt u gaan zitten en uw stoelriem vast maken? Dank u wel.* [Proszę usiąść i zapiąć pasy bezpieczeństwa. Dziękuję. – tłum.: J.K.]), dzięki którym nie-specjalista czuje, że komunikat skierowany jest właśnie do niego. Język awiacji charakteryzuje się także częstym użyciem strony biernej, mającym na celu zwrócenie uwagi na samo działanie, a nie na wykonawcę danej czynności (np. *Uw handbagage dient opgeborgen te zijn in de bagagevakken boven uw hoofd of onder de stoel voor u, zodat het gangpad en de uitgangen niet worden geblokkeerd.* [Państwa bagaż podręczny musi być umieszczony w schowkach nad głowami lub pod poprzedzającym fotelem. Przejście oraz wyjścia nie mogą być zablokowane. – tłum.: J.K.]

Mając na uwadze fakt, że języki specjalistyczne nie są determinowane wyłącznie przez elementy językowe⁷, warto zwrócić także uwagę na liczne elementy pozajęzykowe wpływające na język awiacji i w rezultacie budujące go. A. Borowska zauważa: „Someone may say that this is only aviation language as language for specific purposes to be supervised, however, nowadays it seems not to be enough. There are other components of aviation English communication that should be taken into consideration, namely its participants with their various cultural backgrounds as well as their cross-cultural awareness and intercultural competence” (zob. A. Borowska 2013: 1).

Świadomość istnienia różnic kulturowych jest bez wątpienia niezwykle istotnym elementem języka awiacji. Na lotniskach i pokładach samolotów można spotkać pasażerów z całego świata, z różnych kręgów kulturowych i wyznających różne wartości. Zrozumienie i zaakceptowanie inności wydaje się więc niezbędnym aspektem języka

⁷ S. Grucza (2008: 77) zauważa, że „historia zajmowania się językami specjalistycznymi jawi się jako proces ciągłego rozszerzania zakresu (...). W gruncie rzeczy *novum* każdego kolejnego etapu polegało na poszerzeniu dotychczasowej perspektywy oglądu rzeczywistości językowej, wniesieniu do dyskusji o niej nowych zagadnień i/lub dodatkowych płaszczyzn”.

awiacji i podstawą udanej komunikacji. Niemieckie linie Lufthansa w *safety video* prezentowanym na pokładach samolotów Boeing 747-800⁸ zwracają uwagę na różnice kulturowe już w pierwszych sekundach filmu. Międzynarodowa załoga przewoźnika wita pasażerów w swoich ojczystych językach. Tempo głosu, intonacja, styl mówienia oraz wykonywane gesty pozwalają zwrócić uwagę na istniejące różnice kulturowe.

Język awiacji jest jednak determinowany przez wiele innych czynników – nie tylko kulturowych, m.in.:

- język linii lotniczej i pasażera

Zgodnie z zasadami komunikacja w lotnictwie odbywa się w języku danej linii lotniczej oraz w języku angielskim. Problem pojawia się w sytuacji, gdy pasażer nie zna żadnego z tych języków. Istnieją wprawdzie liczne elementy (znaki indeksowe i ikoniczne) ułatwiające zrozumienie komunikatu, ale te mogą jednak nie wystarczać do sprawnego działania np. w sytuacji awaryjnej. Istotnym aspektem jest także stopień znajomości języka angielskiego wśród załóg pokładowych i pracowników naziemnych, gdyż bardzo często lokalna wymowa utrudnia zrozumienie przekazywanego komunikatu.

- rutynę specjalistów i intonację

Rutynowe zachowania specjalistów mogą także znacząco wpłynąć na proces komunikacji. Nienaturalną często intonację, mówione teksty z licznymi elementami języka pisanego, automatyzację i monotonię zapowiedzi czy zniechęcenie w głosie można także potraktować jako odbierane negatywnie elementy charakteryzujące język awiacji.

- relację nadawca-odbiorca i dystans władzy

W języku awiacji bardzo często można spotkać nierówne relacje między nadawcą a odbiorcą komunikatu. Szczególnie widoczne jest to w rozmowach między specjalistą a niespecjalistą na bardziej szczegółowe tematy dotyczące lotnictwa. Związane jest to także z niewielką wiedzą pasażerów o obowiązujących procedurach oraz nieznajomością terminologii specjalistycznej.

- sytuację komunikacyjną i brak kontaktu wzrokowego

Niektóre sytuacje, w których używany jest język awiacji, nie są typowymi sytuacjami komunikacyjnymi. Wiele z nich nie zakłada odpowiedzi odbiorcy, a jedynie jego niewerbalną reakcję zgodnie z określonymi schematami. Interakcja pytanie-odpowiedź nie jest zatem wymagana. Widać to np. podczas prezentacji zasad bezpieczeństwa na pokładach samolotów, w trakcie których odbiorca pozostaje bierny. Istotnym elementem wydaje się być także częsty brak kontaktu wzrokowego między nadawcą a odbiorcą, a który mógłby ułatwić proces komunikacji.

- hałas, wadliwą aparaturę

Język awiacji stosowany jest bardzo często w sytuacjach, które nie sprzyjają komunikacji. Na lotniskach panuje z reguły hałas, odlatujące samoloty i liczne zapowiedzi potęgują jeszcze te odczucia. Komunikaty nierzadko wygłaszane są przez urządzenia, które nie przekazują dźwięku dobrej jakości lub są za cicho ustawione. Odbiorca jest zatem zmuszony do wyciągania sensu z kontekstu lub domyślenia się ogólnego założenia wypowiedzi.

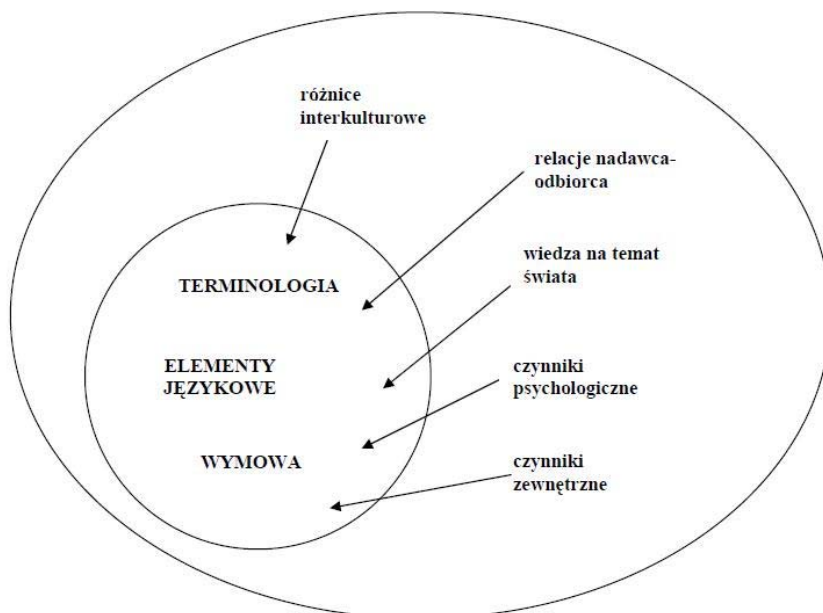
- stres i zachowanie pasażerów

Stres panujący na lotniskach, lęk przed podróżami lotniczymi, brak zainteresowania

⁸ URL <https://www.youtube.com/watch?v=dx60zMgrP8c> [Pobrano 27.08.2015].

wśród często podróżujących pasażerów także wpływa na komunikację na lotniskach i w samolotach. Badania wykazały, że w sytuacjach awaryjnych i podczas katastrof lotniczych znaczny odsetek pasażerów nie potrafi odpiąć pasa bezpieczeństwa. Poza tym większość osób jest tak zdezorientowana, że szuka drzwi, przez które weszła do samolotu, nie pamiętając o istnieniu pozostałych wyjść awaryjnych (zob. F. van der Vliet-Tahir 2010: 24). Sytuacje te pokazują wyraźnie niezwykle istotny wpływ czynników psychologicznych na komunikację, w trakcie której wykorzystywany jest język awiacji.

Język awiacji jest zatem połączeniem wielu różnorodnych elementów językowych i pozajęzykowych, dzięki którym możliwe jest uznanie go za język specjalistyczny i wyróżnienie spośród innych języków fachowych:



Rys. 2: Składowe i czynniki determinujące język awiacji

3. Specyfika niderlandzkiego języka awiacji

Niderlandzki język awiacji wydaje się być w tym kontekście jeszcze bardziej wyjątkowy.

Z badań przeprowadzonych na temat akceptacji niderlandzkiej terminologii w niderlandzkim języku awiacji (zob. J. Karpiński 2012) wynika wyraźnie, że wielu respondentów nie widzi potrzeby zastępowania angielskich, ogólnie zrozumiałych słów ich niderlandzkimi odpowiednikami. Jako powód wskazywano głównie internacjonalizację lotnictwa cywilnego i biegłą znajomość języka angielskiego. Niektórzy zwracali uwagę na to, że użycie znacznej ilości słów angielskich to znak współczesnych czasów. Z jednej strony można się z tym zgodzić, patrząc na coraz większą rolę języka angielskiego na

niderlandzkim obszarze językowym⁹. Z drugiej jednak strony nie można pominąć faktu, że angielskie słowa dostosowywane są do systemu języka niderlandzkiego, co przysparza wielu problemów zarówno rodowitym użytkownikom, jak i osobom uczącym się tego języka (zob. J. Karpiński 2015). Dostosowywana jest głównie wymowa (np. słowo *purser* wymawiane jest po niderlandzku jako [pʋ:rsər] a nie tak, jak wymagałaby tego wymowa brytyjska lub amerykańska [GB: pə:sə, US: pərsər]) i morfologia (tworzenie podstawowych form czasowników: *inchecken*, *checkte in*, *ingecheckt*; tworzenie liczby mnogiej: *stewardessen*, *tickets*; zdrobnień: *ticketje*; przypisywanie pożyczkom z angielskiego rodzaju gramatycznego właściwego ich rdzennie niderlandzkim ekwiwalentom: *de gate* [de uitgang] lub *het label* [het etiket]). Teksty, które powstają w języku niderlandzkim są bez wątpienia w tym języku, mimo że wiele słów jest pochodzenia angielskiego, np.:

*Voordat je in het vliegtuig stapt moet je **inchecken**. Op de schermen in de hal kun je zien bij welke **incheckbalie** je dit kun doen. Als je bij die balie komt laat je aan de **grondstewardess** achter de balie je **ticket** en je paspoort zien. Zij kijkt dan of je naam in de computer staat en geeft je dan een **boarding card** (toegangsbewijs voor in het vliegtuig). Hierop staat vermeld bij welke **gate** jouw vliegtuig vertrekt en wat je stoelnummer aan boord is¹⁰.*

I właśnie tę cechę można uznać za jedną z istotniejszych cech niderlandzkiego języka awiacji. Należy jednak mieć na uwadze także fakt, że właśnie używanie zbyt dużej liczby anglicyzmów i zastępowanie nimi rdzennie niderlandzkich słów było punktem wyjścia do burzliwej dyskusji na temat języka na tablicach informacyjnych na amsterdamskim lotnisku Schiphol. Na większości lotnisk wszelkie informacje podawane są dwujęzycznie – w języku danego państwa i w języku angielskim. Doskonałym przykładem są zarówno największe europejskie lotniska w Paryżu, Frankfurtu czy Madrycie, jak i te mniejsze, we Wrocławiu czy Zagrzebiu. Na lotnisku Schiphol, w niektórych strefach, na próżno można szukać informacji w języku niderlandzkim. Niderlandzka Unia Językowa – organizacja zajmująca się m.in. polityką językową w krajach niderlandzkojęzycznych – postrzega to jako dość duży problem: „Na een half uurtje Schiphol weet je al niet meer dat je op Nederlands grondgebied bent: de Engelse taal overheerst op menukaarten, reclames (...) en op de wegwijzers van de ene terminal naar de andere. [Po 30 minutach spędzonych na lotnisku Schiphol nie wiesz już, że jesteś w Holandii: język angielski

⁹ Język angielski zaczyna dominować w wielu dziedzinach życia w Holandii i (w znacznie mniejszym stopniu) w Belgii. Komunikacja wewnętrzna w wielu korporacjach odbywa się już nie w języku niderlandzkim, lecz w angielskim. Użycie języka angielskiego jest także typowe dla reklamy. Podnosi to prestiż danego produktu i wpływa korzystnie na jego wizerunek. Angielski jest także językiem młodzieży, dlatego też wiele czasopism odchodzi od niderlandzkiego, chcąc przyciągnąć do siebie potencjalnych odbiorców. Także w nauce i szkolnictwie wyższym w Holandii język angielski zaczyna wypierać język niderlandzki. Na Wydziale Ekonomii Uniwersytetu w Tilburgu prawie wszystkie zajęcia na studiach magisterskich odbywają się po angielsku. Jest to także język międzynarodowych konferencji naukowych i coraz większej liczby publikacji naukowych.

¹⁰ Tekst na podstawie broszurki *Op reis vanaf Rotterdam Airport*.

dominuje w kartach dań, reklamach (...) i na drogowskazach z jednego terminala do drugiego” (J. T’Sas 2010: 3, tłum.: J.K.).

Warto zwrócić także uwagę na fakt, że język angielski używany na amsterdamskim lotnisku Schiphol jest ewenementem. Z badań przeprowadzonych przez M. van Oostendorpa (2014) wynika, że każdy, kto przybywa na Schiphol, momentalnie słyszy nowy dialekt języka angielskiego, którego nie można spotkać w żadnym innym miejscu na świecie. W taki sposób nie mówi się nawet nigdzie w Holandii. Nie można więc powiedzieć, że jest to akcent niderlandzki.

Zaskakuje w tym wszystkim fakt, że holenderskie linie lotnicze KLM wprawdzie celowo używają w niderlandzkich zapowiedziach niderlandzkiej terminologii, mówiąc m.in. o *cabinepersoneel* a nie o *cabin crew* i wyrażając w ten sposób troskę o swój język, lecz szkolenia załóg KLM prowadzone są wyłącznie w języku angielskim. Jest to sytuacja wyjątkowa, ponieważ zdecydowana większość przewoźników (np. Lufthansa czy LOT) prowadzi szkolenia w dwóch językach – narodowym i angielskim. Nie zmienia to jednak faktu, że komunikacja na pokładach KLM między niderlandzkojęzyczną załogą i niderlandzkojęzycznymi pasażerami odbywa się w języku niderlandzkim.

Specjaliści na belgijskich lotniskach (w szczególności na brukselskim lotnisku w Zaventem) muszą zmagać się z innym problemem. Jako że w Belgii oficjalnie obowiązują trzy języki – niderlandzki, francuski i niemiecki – a Bruksela jest miastem dwujęzycznym, w którym teoretycznie wszystko musi się odbywać w języku niderlandzkim i francuskim, wszystkie komunikaty na lotniskach i pokładach samolotów powinny być prezentowane (przynajmniej) w trzech językach. W praktyce jednak uprzywilejowane są osoby francuskojęzyczne.

4. *Aviation Dutch*?

Mając na uwadze cechy charakteryzujące język awiacji, sytuacje komunikacyjne, w których jest on używany i specyfikę języka niderlandzkiego, można bezwzględnie stwierdzić, że niderlandzki język lotnictwa – *Aviation Dutch* – istnieje.

Aviation Dutch to stale rozwijająca się specyficzna odmiana standardowego języka niderlandzkiego używana przez osoby związane z podróżami lotniczymi, służąca zarówno do kontaktu między specjalistami (piloci, personel pokładowy, kontrolerzy lotów, ...), jak i nie-specjalistami (pasażerowie, ...). Język ten stosowany jest w szczególności do komunikacji na lotniskach i w samolotach, ale jego elementy (głównie terminologię fachową) można znaleźć także na stronach internetowych linii lotniczych, w reklamach, broszurach informacyjnych, w magazynach pokładowych, artykułach prasowych o tematyce lotniczej itd. *Aviation Dutch* determinowany jest zarówno przez elementy językowe (m.in. terminologię specjalistyczną czy pewne cechy morfosyntaktyczne), jak i pozajęzykowe (m.in. różnice kulturowe, czynniki psychologiczne). Nie bez znaczenia wydaje się także dominujący wpływ języka angielskiego na niderlandzki język awiacji. Liczne zapożyczenia dostosowywane są do niderlandzkiego systemu językowego, zarówno na płaszczyźnie fonetycznej, ortograficznej, jak i morfologicznej.

Bibliografia

- Barkow, B./ U. Rutenberg (2002), *Improving the Effectiveness of Aircraft Cabin Safety Briefings*, (URL http://www.bteam.com/reports/Aircraft_safety_briefings_TP%2013973E.pdf). [Pobrano 31.08.2015].
- Borowska, A. (2012), *Usprawnienie komunikacji pilot-wieża: zadanie dla lingwistyki języków specjalistycznych*, (w:) „Lingwistyka Stosowana” 5, 19-29.
- Borowska, A. (2013), *Shaping Cross-Cultural Awareness in Aviation English Communication*, (w:) *Cross-cultural Awareness and Aviation English Training*, (URL www.icaea.pata.pl/pliki/2013_Paris/prezentacje/11._Day_2_Anna_Borowska.doc). [Pobrano 25.11.2014].
- Grant, R.G. (2003), *Vliegen. Een eeuw luchtvaart*, Tiel/ Utrecht (wydanie w niderlandzkiej wersji językowej).
- Grucza, S. (2008), *Lingwistyka języków specjalistycznych*. Warszawa.
- Grygoruk, A. (2008), *Terminologia – język – wiedza w tłumaczeniu tekstów specjalistycznych (na podstawie tekstów podatkowych i okołopodatkowych)*, (w:) R. Hajczuk (red.), „Linguodidactica”, Tom XII. Białystok, 19-30.
- ICAO (2012), *Manual on the implementation of ICAO Language Proficiency Requirements*, (URL http://caa.gateway.bg/upload/docs/9835_1_ed.pdf). [Pobrano 31.08.2015].
- Karpiński, J. (2012), *Door Lage Landen en hoge heuvels... Hoe Nederlands is de Nederlandse luchtvaartterminologie*, (w:) J. Novaković-Lopušina i in. (red.), *Lage Landen, Hoge Heuvels. Handelingen Regionaal Colloquium Neerlandicum Belgrado*. Belgrado, 307–315.
- Karpiński, J. (2015), *Op de luchthaven oftewel over de luchtvaarttaal in de NVT-didactiek*, (w:) *Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik*. Brno (w druku).
- Krivosos, P. (2005), *Communication in aircraft cabin safety: Lessons learned and lessons required*, (URL http://www.asasi.org/papers/2007/Communication_in_Aviation_Safety_Paul_Krivosos.pdf). [Pobrano 31.08.2015].
- Mikosz, S. (2011), *Leci z nami pilot. Kilka prawd o liniach lotniczych*, Warszawa.
- Oostendorp, M. van (2014), *Schiphol-Engels: Ladies and g[*a*]ntlemen*, (URL <http://nederl.blogspot.nl/2014/04/schiphol-engels-ladies-and-gntlemen.html>). [Pobrano 31.08.2015].
- Rossing, A.G.H. (2013), *Luchtvaartterminologie. Begrippen en afkortingen uit de nationale en internationale luchtvaartwetgeving*. Den Haag.
- T'Sas, J. i in. (red.) (2010), *Taalpeil 2010. Nederlands Wereldtaal!* Gent.
- Vliet-Tahir, F. van der (2010), *Ready for take-off. Hoe word ik stewardess?* Houten-Antwerpen.

Artur Dariusz KUBACKI

Uniwersytet Pedagogiczny im. Komisji Edukacji Narodowej w Krakowie

Pluricentryzm w niemiecko-polskich słownikach ogólnych i specjalistycznych

Abstract:

Pluricentrism in German-Polish General and Specialised Dictionaries

It is very important for every translator of specialised texts to be aware of the differences between German, Austrian and Swiss specialised vocabulary. Unfortunately, the terminological differences between the German standard and its variants of equal value used in Austria and German-speaking Switzerland are still not sufficiently reflected in many German-Polish general and specialised dictionaries. In the article, the author undertakes research to find out whether and in which German-Polish dictionaries the Austrian and Swiss variants of the German language have been taken into account with regard to legal and administrative vocabulary.

Wstęp

Niniejszy artykuł ma na celu przedstawienie zjawiska pluricentryzmu/ policentryzmu¹ języka niemieckiego na tle leksykograficznym. Ze względu na ożywione kontakty gospodarcze w Europie coraz częściej przedmiotem tłumaczenia poświadczonych stają się teksty specjalistyczne pochodzące nie tylko z Niemiec, lecz także z Austrii i Szwajcarii. W przypadku nieznamości słownictwa z określonej dziedziny tłumacz przysięgły często sięga po dwujęzyczne słowniki specjalistyczne, zakładając, że używane poza RFN niemieckojęzyczne słownictwo specjalistyczne także powinno być tam uwzględnione. Poniżej odpowiemy na następujące pytania: co to jest pluricentryzm językowy i jakie wy wpływają z niego dezyderaty dla leksykografii, czy prowadzone są przez naukowców jakiegokolwiek badania leksykograficzne pod kątem odmian języka niemieckiego i wreszcie czy niemiecko-polskie słowniki ogólne i specjalistyczne zawierają słownictwo z innych krajów niemieckojęzycznych aniżeli Niemcy, a jeśli tak, to czy charakterystyczne dla tekstów przekładanych przez tłumaczy przysięgłych słownictwo z zakresu prawa i administracji jest skodyfikowane w rzeczonych słownikach bilingwalnych.

¹ Pluricentryzm/policentryzm (Plurizentrismus/Plurizentrität) jako przeciwieństwo monocentryzmu (Monozentrismus) to terminy nieodnotowane jeszcze w polskich słownikach językoznawczych, ale coraz częściej stosowane w nauce na określenie odmian narodowych danego języka. Terminy mono- i policentryzm wprowadził w 1984 r. M. Clyne (zob. A. Szulc 1999: 236–237).

1. Wprowadzenie do zjawiska pluricentryzmu

Jeszcze do końca lat 80. XX wieku język niemiecki uważano za język monocentryczny, tzn. taki, który posiada jeden standard. Był nim język używany w Niemczech (RFN i NRD) i obowiązywał jako wariant główny lub norma. Niemczyzna będąca językiem urzędowym Republiki Austrii, Konfederacji Szwajcarskiej, Księstwa Liechtensteinu, Wielkiego Księstwa Luksemburga i Królestwa Belgii, a także językiem regionalnym używanym w Trydencie i Tyrolu Południowym (Włochy) oraz w Alzacji i Lotaryngii (Francja) traktowana była jedynie jako wariant poboczny lub odchylenie od normy ogólnoniemieckiej (zob. A.D. Kubacki 2014: 158). A. Szulc (2005: 25) uważa, że język niemiecki, w przeciwieństwie do języka francuskiego czy angielskiego, od zawsze był językiem pluricentrycznym, co ma swoje uzasadnienie historyczne w krańcowo różnym przebiegu formowania się niemieckiego języka ponaddialektalnego od na przykład francuskiego czy angielskiego.

Pluricentryzm języka niemieckiego stał się dopiero w latach 90. obiektem zintensyfikowanych badań językoznawczych² (zob. E. Lang 2010: 197). Rozważania naukowe na ten temat podejmowali m.in. U. Ammon (1995, 1998, 2004) z Niemiec, W. Pollak (1994), R. Muhr (1991, 1997, 2003, 2012) oraz R. de Cillia (2006) z Austrii, a także germanista M. Clyne (1992, 1995) z Australii. W Polsce już od 1999 r. prowadzone są pogłębione badania na temat odmian narodowych języka niemieckiego jako zjawiska językowego w ogóle (A. Szulc 1999). Powstały też na ten temat drobne przyczynki autorstwa np. A. Dargiewicz (2004), S. Firyn (2010, 2012), A.D. Kubackiego (2011, 2014), K. Paluszek (2014a, 2014b) czy A. Radzik (2007, 2012), w których omawiane są różne aspekty językowe, dydaktyczne i translacyjne. Natomiast w odniesieniu do pluricentryzmu badanego w kontekście języków specjalistycznych można znaleźć zaledwie kilka pozycji, np. prace M.M. Glauningera i M.H. Grafa (2009, 2010) poświęcone aspektom dialektalnym i słownictwu żargonowemu w Austrii i Szwajcarii na przykładzie języka sportowego (piłka nożna). Wciąż natomiast brakuje systematycznych badań zjawiska pluricentryzmu w kontekście translatorycznym, a w szczególności pogłębionych analiz przekładoznawczych dla pary językowej niemiecki – polski w odniesieniu do języków specjalistycznych. Pewien wyjątek stanowią tu antologie dokumentów z różnych dziedzin życia Z. Krzysztoforskiej-Weisswasser (1994) i A.D. Kubackiego (2015) służące kształceniu umiejętności tłumaczenia określonych gatunków tekstowych. Dokumenty w antologiach zawierają oryginalną terminologię, frazeologię, składnię i styl używane na obszarze Republiki Austrii. Ich nieznamość może być przyczyną powstawania błędów w przekładzie (zob. A.D. Kubacki 2012: 2017). Na wyróżnienie zasługują także prace badawcze związane z Uniwersytetem Warszawskim austriackiego badacza R. Utrięgo (2010, 2012a, 2012b, 2013a, 2013b, 2014a, 2014b), który zajmuje się pluricentryzmem niemieczyny standardowej i specjalistycznej, prezentując liczne przykłady różnic w zakresie jej użycia w Austrii. Niestety, w przypadku pozostałych odmian języka niemieckiego (używanych w Szwajcarii, Liechtensteinie czy Luksemburgu) nadal istnieje luka, jeżeli chodzi o tego typu opracowania, i potrzeba jej wypełnienia.

² Dział językoznawstwa zajmujący się takimi badaniami to lingwistyka odmian narodowych danego języka (Varietätenlinguistik).

Konceptualizacja niemieczyny jako języka pluri-/policentrycznego obejmuje trzy równoważne jego odmiany³, zwane inaczej standardami lub wariantami języka (zob. R. de Cillia 2006: 51, M. Clyne 1995: 20). Mamy zatem odmianę niemiecką, austriacką i szwajcarską. Natomiast R. Muhr (1991: 73–74) wyróżnił cztery warianty języka, zwane także wariantami narodowymi (nationale Varianten) lub odmianami (Variäteten) języka, ze względu na istnienie czterech równoważnych centrów (państw). Muhr za odrębny wariant języka uznawał, oprócz niemieczyny w RFN, Austrii i Szwajcarii, niemiecznę w NRD. Różnice językowe niemieczyny używanej w Niemczech, Austrii i Szwajcarii – zresztą nie tylko odnoszące się do leksyki – określa się teraz odpowiednio terminami: teutonizmy, austriacyzmy i helwetyzmy (zob. S. Firyn 2012: 51–52).

Zgodnie z opisem języków pluricentrycznych U. Ammona (1995: 96–97) za język pluricentryczny należy uznać każdy język, który posiada kilka wariantów standardowych obowiązujących w różnych państwach, choć niekoniecznie muszą one mieć status języka urzędowego. Ponadto państwa mające „własny” standardowy wariant języka dysponują narzędziami normatywnymi w postaci słowników, zasad pisowni, wymowy czy gramatyki, czyli – inaczej mówiąc – posiadają tzw. kodeks lingwistyczny. W przypadku Austrii źródłem normatywnym jest *Österreichisches Wörterbuch* (2006), dla Niemiec jest to seria słowników Dudena, w tym obszerny *Deutsches Universalwörterbuch Duden* (2011), a dla niemieckojęzycznej Szwajcarii są to takie słowniki, jak np. *Unser Wortschatz*, *Schweizer Wörterbuch der deutschen Sprache* (I. Bigler 1987), *Schweizer Wörterbuch. So sagen wir in der Schweiz* (K. Meyer 2006).

Na uwagę zasługuje także koncepcja tzw. pełnych ośrodków (Vollzentren) i półośrodków językowych (Halbzentren) U. Ammona (1995: 96). Badacz wyróżnia trzy pełne ośrodki (centra) językowe oraz cztery półośrodki (półcentra) językowe. Pełne ośrodki językowe to Niemcy, Austria i niemieckojęzyczna Szwajcaria, posiadające kodeksy lingwistyczne dla używanego w nich standardu, które zostały opracowane przez specjalistów danego kraju niemieckojęzycznego, ale niekoniecznie w nim wydane. Półośrodki językowe to Liechtenstein, Luksemburg, Belgia Wschodnia oraz Tyrol Południowy, które nie posiadają takich kodeksów. Austriacka badaczka H. Markhardt (2006: 9) twierdzi nawet, iż norma języka ogólnego (Gesamtsprache) z reguły kształtowana jest przez pełne ośrodki językowe.

2. Pluricentryzm w badaniach leksykograficznych

W literaturze przedmiotu istnieje zaledwie kilka prac poświęconych problematyce pluricentryzmu z perspektywy badań leksykograficznych. Należą do nich m.in. rozprawa doktorska⁴ G. Rettiego (1999) oraz artykuły polskich badaczek, tj. S. Firyn (2010) oraz K. Paluszek (2014a, 2014b).

Pionierską pracę – szkoda że nieopublikowaną – stanowią cenne badania i wnioski G. Rettiego (1999) przedstawione w jego dysertacji doktorskiej pt. *Austriazismen in Wörterbüchern. Zum Binnen- und Außenkodex des Österreichischen Deutsch*. Przedmiot badania stanowiła – po pierwsze – leksyka austriackiej odmiany języka niemieckiego skodyfikowana w 38 wydaniach słownika austriackiego *Österreichisches Wörterbuch*

³ Definicje wariantu i odmiany języka można znaleźć u A. Szulca (1999: 21–22).

⁴ Praca jest dostępna pod adresem: <http://gregor.retti.info/docs/retti1999/> (1.08.2015).

oraz w czterech słownikach nieaustriackich⁵, a – po drugie – ankieta w zakresie frekwencji austriacyzmów w Austrii i Niemczech, ich znajomości i użycia przez Austriaków oraz Niemców, zwłaszcza 23 leksemów oznaczających kulinaria, które zamieszczono w tzw. Protokole Nr 10 do Traktatu Akcesyjnego Austrii (zob. A.D. Kubacki 2015: 19–20). G. Retti (1999: 341) stwierdził, że istnieją duże luki w kodyfikacji leksemów w słownikach nieaustriackich albo kodyfikacja ta jest chybiona. Spośród 12.000 leksemów austriackich tworzących jego bazę danych⁶ słownik *Deutsches Universalwörterbuch A–Z* Dudena z 1994 r. kodyfikuje zaledwie 2595 wyrazów, zaś *Deutsches Wörterbuch* Wahriga z 1997 r. tylko 908 wyrazów (G. Retti 1999: 252). Ponadto badania ankietowe G. Rettiego (1999: 334–336) wykazały, że Austriacy częściej używają rodzimego słownictwa kulinarnego niż Niemcy swoich odpowiedników dla niego. Wyjątek stanowi tu jedynie para wyrazów *Paradeiser – Tomate (pomidor)*. Na 23 wymienione w Protokole Nr 10 nazwy kulinariów tylko dwa austriacyzmy kulinarne, tj. *Hüferl (rumsztyk)* oraz *Nuß (skrzydło)*, są obywatelom Austrii mniej znane i rzadziej przez nich stosowane. Dla porównania ich ekwiwalenty niemieckie, czyli teutonizmy, tj. odpowiednio *Hüfte* i *Kugel*, są w jeszcze większym stopniu nieznane i nieużywane przez Niemców.

Przedmiotem analizy S. Firyn (2010: 51–64) była natomiast austriacka leksyka standardowa ze względu na frekwencję w trzech słownikach jednojęzycznych i dwóch wydaniach słownika dwujęzycznego⁷. Szukanymi leksemami byli fałszywi i częściowo fałszywi przyjaciele tłumacza (33 wyrazy) oraz specyficzne leksemu austriackie (100 wyrazów). Zakres tematyczny obejmował kulinaria, słownictwo urzędowe, administracyjne i instytucjonalne oraz leksemu dotyczące życia prywatnego. Badania ilościowe wykazały, że na 133 wyrazy badane słowniki kodyfikują niewiele austriacyzmów. Liczbowo wygląda to następująco: CH/K – 11, CH/K/B – 26, DUW – 63, GWDaF – 15 oraz HdG – 8.

Badania ilościowe przeprowadziła także K. Paluszek (2014a: 32–33; 2014b: 43–44). Za cel postawiła sobie odszukanie w słownikach bilingwalnych kilku terminów z zakresu prawa austriackiego, a także złożzeń z nimi, tj. *Exekution (egzekucja, postępowanie egzekucyjne)*, *Konsument (konsument)*, *Konsumentenschutz (ochrona konsumentów)*, *Rente (renta; Leistungen einer Unfallversicherung)*, *Pension (emerytura; Leistungen einer Pensionsversicherung)*. Ponadto przedmiotem badania było także odszukanie informacji w paratekstach słowników, którymi są np. uwagi wstępne, przedmowy lub wykazy skrótów, czy dany słownik uwzględni pochodzenie wyrazów, czy nie. Badanie objęło dziesięć polskich słowników prawniczych. Jak się okazało, jedynie w trzech na dziesięć

⁵ DUW = *Duden Universalwörterbuch* oraz słowniki Dudena; WdG = Klappenbach, R./ W. Steinitz (red.) (1964–1977): *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*; WdS = Drosdowski, G. (red.) (1977–1981): *DUDEN. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in sechs Bänden*; WDW = Wahrig. *Deutsches Wörterbuch* (1997).

⁶ Dokładny opis bazy danych G. Rettiego zob. rozdział 5.1 (G. Retti 1999: 277–279).

⁷ CH/K = Chodera, J./ S. Kubica (1966) i CH/K/B = Chodera, J./ S. Kubica/ A. Bzdęga (2003), *Handwörterbuch Deutsch-Polnisch und Polnisch-Deutsch*; DUW = *Duden Deutsches Universalwörterbuch* (2007); HdG = *Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* (1984); GWDaF = *Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache* (2010).

podano oznaczenie pochodzenia austriackiego⁸. W pozostałych słownikach terminy pochodzenia austriackiego nie zostały w ogóle uwzględnione albo też zostały uwzględnione bez wskazania na ich proveniencję austriacką. Co więcej, K. Paluszek (2014b: 45) stwierdziła, że niemieckojęzyczne wersje wszystkich badanych przez nią unijnych aktów prawnych zawierają wyłącznie terminy prawne pochodzące z obszaru RFN (zob. na przykład terminologia rozporządzenia WE nr 805/2004 Parlamentu Europejskiego i Rady z 21 kwietnia 2004 r. w sprawie utworzenia Europejskiego Tytułu Egzekucyjnego dla roszczeń bezspornych w wersji niemieckojęzycznej).

3. Pluricentryzm w niemiecko-polskich słownikach ogólnych i specjalistycznych

Przedmiotem moich badań było – podobnie jak u S. Firyn i K. Paluszek – odszukanie w słownikach bilingwalnych typowego dla dziedziny prawa i administracji słownictwa wysokofrekwencyjnego, które zaczerpnąłem z popularnych opracowań leksykograficznych w serii Dudena (2012, 2013) dotyczących odmiany austriackiej i szwajcarskiej, a także z monografii U. Ammona (1995)⁹. Badane leksemy specjalistyczne zostały uznane przez lingwistów – specjalistów zajmujących się badaniem wariantywności języka za austriacyzmy lub helwetyzmy. Pod względem ilościowym obejmowały: (1) język administracji i instytucji (Austria) – 58 wyrazów, (2) język prawniczy (Szwajcaria) – 165 wyrazów oraz listy austriacyzmów (95 wyrazów) i helwetyzmów (103 wyrazy) z zakresu administracji, prawa, zdrowia, szkoły i wojska sporządzone przez U. Ammona. Łącznie zbadano 421 leksemów, w tym 153 austriacyzmy i 268 helwetyzmów. W poniższych tabelach (tab. 1. – tab. 3.) zaprezentowano po kilka przykładów badanego słownictwa charakterystycznych dla ww. dziedzin życia.

Austriacyzm	Odpowiednik niemiecki	Odpowiednik polski
Abfertigung	Abfindung	odprawa (świadczenie pieniężne pracodawcy)
Behaltefrist	Zeitraum, in dem für bestimmte Arbeitnehmer/ Innen Kündigungsschutz gilt	okres ochronny (przed zwolnieniem)
Bezirksgericht	Amtsgericht	sąd pierwszej instancji (jak sąd rejonowy w Polsce)
Dirimierungsrecht	Recht einer Person, bei Stimmengleichheit eine Entscheidung zu treffen	instytucja głosu rozstrzygającego

⁸ Są to: Banaszak, B. (red.) (2005), *Rechts- und Wirtschaftswörterbuch. Band II deutsch-polnisch*; Skibicki, W. (1990), *Wörterbuch der Rechts- und Wirtschaftssprache deutsch-polnisch*; Pospieszalski, K.M. et al. (1987), *Juristisches Wörterbuch Polnisch-Deutsch der polnischen Akademie der Wissenschaften*.

⁹ Ebner, J. (2013), *Wie sagt man in Österreich? Wörterbuch des österreichischen Deutsch*, 4. völlig überarbeitete Auflage, Berlin etc.; Bickel, H./ Ch. Landolt (2012), *Schweizerhochdeutsch, Wörterbuch der Standardsprache in der deutschen Schweiz*, Berlin etc.; U. Ammon (1995), *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*, Berlin etc.

Jus	Rechtswissenschaften	prawo (dziedzina)
Karenzurlaub	1. unbezahlter Urlaub 2. Mutterschaftsurlaub, Vaterschaftsurlaub	1. urlop bezpłatny 2. urlop macierzyński, urlop ojcowski
Konzipient	Rechtsanwaltsanwärter	aplikant
kuratieren	als Kurator/In betreuen	sprawować nadzór kuratorski
pragmatisieren	verbeamten	zatrudnić urzędnika na stałe
Schubhaft	Abschiebehaft	areszt deportacyjny

Tabela 1. Język administracji i instytucji – Austria (opracowanie własne)

Helwetyzm	Odpowiednik niemiecki	Odpowiednik polski
Abfallsackgebühr	Müllentsorgungsgebühr	opłata za odbiór śmieci
Arztzeugnis	ärztliches Attest	zaświadczenie lekarskie
Einzelunterschrift	Unterschrift einer einzel-vertretungsberechtigten Person	podpis osoby upoważnionej do samodzielnej reprezentacji
Friedensrichter	Laienrichter, Vermittler für Bagatellstreitigkeiten	sędzia polubowny, rozjemca (dosł. sędzia pokoju)
Handgelübde	Gelöbniß	przysięga, ślubowanie
Heimatschein	Bürgerrechtsausweis der Schweizer im Inland	potwierdzenie miejsca pochodzenia obywatela Szwajcarii przez kanton lub gminę
kumulieren	einen Kandidaten auf dem Wahlzettel doppelt aufführen	kumulacja głosu wyborczego
Landammann	Präsident der Kantonsregierung	szef/premier rządu kantonu, naczelnik/namiestnik krajowy
Obligationenrecht	Schuldrecht	prawo zobowiązań
Schuldbrief	Hypothekenbrief	zastawny list hipoteczny
wegbedingen	außer Kraft setzen	stracić moc/ważność
Zivilstand	Familienstand	stan cywilny

Tabela 2. Język prawniczy - Szwajcaria (opracowanie własne)

Kraj	Leksem	Odpowiednik niemiecki	Odpowiednik polski
AUSTRIA	einlangen	eintreffen	wpłynąć (dokumenty)
	Einvernahme	Vernehmung	przesłuchanie
	Kommassierung	Flurbereinigung	komasacja gruntów
	Maturant	Abiturient	maturzysta, abiturient
	Präsenzdienst	Grundwehrdienst	zasadnicza służba wojskowa
	Kinderbeihilfe	Kindergeld	zasilek na dziecko
	Wachebeamter	Polizist	policjant
SZWAJCARIA	Abdankung	Trauerfeier	ceremonia żałobna
	Advokat	Rechtsanwalt	adwokat
	Begehren	Antrag	podanie
	Einsprache	Einspruch	sprzeciw (środek odwoławczy)
	Fahrausweis	Führerschein	prawo jazdy
	Kinderzulage	Kindergeld	zasilek na dziecko
	Mittellehrer / Mittelschullehrer	Studienrat	etatowy nauczyciel szkoły średniej

Tabela 3. Listy austriacyzmów i helwetyzmów U. Ammona (opracowanie własne)

Powyższe leksemy były przedmiotem poszukiwań w czterech słownikach ogólnych i dziesięciu niemiecko-polskich słownikach prawniczych wymienionych w bibliografii na końcu artykułu¹⁰. Odpowiedniki niemieckie ustalono w oparciu o ekwiwalenty słownikowe P. Metzgera (2005), H. Markhardt (2006) i K. Meyera (2006). Odpowiedniki polskie zaczerpnięto ze słowników niemiecko-polskich wykorzystanych do niniejszego badania – o ile zostały tam skodyfikowane – albo są one propozycjami autora niniejszego artykułu.

Trzeba – podobnie jak K. Paluszek (2014a: 32) – zwrócić uwagę na to, że niektórzy autorzy bilingwalnych słowników prawniczych wskazują na ograniczenie terminologii do źródeł pochodzących ze zjednoczonych Niemiec lub jeszcze przed zjednoczeniem NRD i RFN. Zastrzeżenia te sformułowane są w przedmowach do słowników w sposób eksplicytny lub implicytny. I tak W. Skibicki (1990: 7) zastrzega, że jego słownik podaje przede wszystkim terminologię stosowaną w RFN i NRD, chociaż w wykazie skrótów wymienia stosowne oznaczenia dla austriacyzmów i helwetyzmów. Zespół redakcyjny słownika pod red. M. Kubalicy (1995) wskazuje na współpracę ze środowiskami uniwersyteckimi RFN. I. Kienzler (2000, 2004) wspomina w *Przedmowach* o postępującym natężeniu obrotu prawnego i handlowego pomiędzy Polską a krajami niemieckojęzycznymi (Niemcy, Austria, Szwajcaria, Liechtenstein), a także obrotu gospodarczego z UE, co stało się powodem opracowania przez nią słowników i – jak można domniemywać – uwzględnienia w nich austriacyzmów i helwetyzmów. Z kolei A. Kozieja-Dachterska (2006) w *Przedmowie* do swojego słownika mówi jedynie o znacznej intensyfikacji kontaktów gospodarczych z Niemcami i nie zamieszcza skrótów dla oznaczenia leksemów austriackich i szwajcarskich. Natomiast na okładce słownika pod red. B. Banaszaka (2005) podano, że uwzględnia on ponad 40.000 haseł z zakresu prawa i ekonomii z obszaru niemieckojęzycznego (Niemcy, Austria, Szwajcaria). W. Brzeziński (2004) pisze wprost w *Przedmowie*, że jego słownik powstał „na bazie oryginalnie niemieckojęzycznych źródeł, głównie ekonomicznych oraz prawniczych encyklopedii i leksykonów z Niemiec, Austrii i Szwajcarii”, a także w oparciu o kodeksy niemieckie, szwajcarskie i polskie. Z niewiadomych przyczyn nie wymienia kodeksów austriackich, które powinny być także uwzględnione podczas kodyfikacji terminów. A. Kilian (2002) w *Przedmowie* do pierwszego wydania swojego słownika odwołuje się tylko do RFN, wyrażając nadzieję, że jej słownik „przyczyni się do stale pogłębiającej się współpracy między Polską a RFN”. W trzecim wydaniu słownika A. Kilian wraz z A. Kilian (2014) zwracają uwagę na aktualizację słownika o słownictwo obecne w niemieckim systemie prawnym i gospodarczym, a także uwzględnienie prawa europejskiego i niemieckiej terminologii europejskiej. Jak piszą autorki tego najbardziej popularnego w Polsce słownika prawniczego, „dobór haseł został dokonany w oparciu o ustawodawstwo niemieckie i europejskie, jak również język praktyki”. Jedynie G. Köbler (2001) nie podaje w ogóle, skąd wyekscerpował terminy do swojego słownika.

Inaczej rzecz ma się ze słownikami ogólnymi, gdzie w przedmowach lub zasadach korzystania z nich zwraca się wprost uwagę na odróżnianie wariantów niemieckich od austriackich i szwajcarskich, a także ich odpowiednie oznaczanie za pomocą skrótów.

¹⁰ Autor niniejszego artykułu wyraża podziękowanie swoim magistrantom, studentom czwartego roku filologii germańskiej w Instytucie Neofilologii Uniwersytetu Pedagogicznego w Krakowie, za wydatną pomoc w odszukaniu leksemów austriackich i szwajcarskich w badanych słownikach.

Tak czyni wydawca najnowocześniejszego słownika niemiecko-polskiego PWN (2010) we wskazówkach, jak korzystać ze słownika. Także w *Przedmowie* do słownika J. Chodery/ S. Kubicy/ A. Bzdęgi (2003) eksplicytnie podkreślono uwzględnianie odrębności językowych Austrii oraz Szwajcarii i wprowadzono odpowiednie oznaczenia w wykazie skrótów. Podobnie autorzy pierwszego dwutomowego wydania *Wielkiego słownika niemiecko-polskiego* (1990) podkreślają w *Przedmowie*, że ich słownik kodyfikuje ponad 200.000 wyrazów, wyrażeń i zwrotów z zakresu języka niemieckiego XIX i XX wieku, w tym uwzględnia regionalizmy (przez co rozumieją także austriacyzmy i helwetyzmy), wyrazy potoczne i historyczne. Jedynie wydawnictwo Langenscheidt (2002) nie uwypukliło różnic w użyciu niemieczyny w krajach niemieckojęzycznych, chociaż w wydawanych słownikach jednojęzycznych, jak np. *Langenscheidt Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache* (1998), podkreśla ponadregionalny charakter języka niemieckiego.

4. Wyniki ilościowe i badania jakościowe

Wyniki ilościowe prezentuję w dwóch tabelach (tab. 4. i tab. 5.) z uwzględnieniem podziału na liczbę wszystkich odszukanych w obrębie powyższego korpusu wyrazów austriackich i szwajcarskich oraz liczbę tych wyrazów spośród nich, które zostały oznaczone kwantyfikatorem (austr.) lub (A) bądź (szwajc.) lub (CH).

Autor lub redaktor słownika	AUSTRIACYZMY		HELWETYZMY	
	łącznie	z kwantyfikatorem	łącznie	z kwantyfikatorem
Chodera, J./ S. Kubica/ A. Bzdęga	35	17	30	16
Piprek, J./ J. Ippoldt	43	9	47	2
Walewski, S.	29	2	22	1
Wiktorowicz, J./ A. Frączek ¹¹	21	11	24	21

Tabela 4. Liczba badanych austriacyzmów i helwetyzmów w słownikach ogólnych (opracowanie własne)

Z powyższych danych liczbowych wynika, że zarówno austriacyzmy, jak i helwetyzmy o charakterze prawniczym są skodyfikowane w słownikach ogólnych w podobnych proporcjach. Zdziwienie budzić może jedynie fakt, że zazwyczaj niewiele z nich zostało zaopatrzonych w odpowiednie kwantyfikatory. Jedynie słowniki PWN (2010) oraz *Wiedzy Powszechnej* (2003) są tu wyjątkiem, gdyż ponad połowa leksemów z Austrii i Szwajcarii została w nich wyróżniona stosownym oznaczniakiem. Trudno wytłumaczyć, dlaczego autorzy tych słowników przy niektórych wyrazach nie zamieścili kwantyfikatorów, choć leksemów tych używa się przecież tylko w Austrii i/lub Szwajcarii. Oto kilka przykładów ze słownika wydawnictwa *Wiedza Powszechna* (2003): *Gegenstand* (przedmiot szkolny), *Mandatar* (poseł), *Kommassierung/Kommassation* (komasacja gruntów) w Austrii, *Advokat* (advokat), *Kinderzulage* (zasilek na dziecko), *Vortritt*

¹¹ Łączna liczba leksemów w największym słowniku PWN (800.000 haseł) z kwantyfikatorami (A) i (CH) wynosi 1195, w tym odpowiednio 635 austriacyzmów oraz 560 helwetyzmów (dane na podstawie zakładki Extras w wersji multimedialnej słownika).

(*pierwszeństwo przejazdu*) w Szwajcarii lub *Beilage* (załącznik do dokumentu), *Einvernahme* (przesłuchanie) w obu krajach niemieckojęzycznych. Podobnie trudno wytłumaczyć jest brak kwantyfikatorów (austr./szwajc.) w *Wielkim słowniku niemiecko-polskim* pod red. J. Pipreka/ J. Ippolda (1990) przy takich leksemach, jak np. *Einsprache* (sprzeciw), *Nominalwert* (wartość nominalna), *Spital* (szpital). Być może autorzy wyszli z założenia, że tych wyrazów używano jeszcze w XIX wieku na terenie Niemiec, a dziś traktuje się je już jako regionalizmy. Dla porównania w odniesieniu do kodyfikacji wyrazów z innych dziedzin życia, np. kulinariów, także i tu da się zauważyć brak konsekwencji leksykografów w ich oznaczaniu. Z 23 kulinariów austriackich, które weszły w Protokole Nr 10 na trwałe do leksykonu Unii Europejskiej, słownik J. Pipreka/ J. Ippolda (1990) odnotowuje jedynie dziesięć, z czego przy sześciu (*Karfiol*, *Kren*, *Erdäpfel*, *Obers*, *Ribisel*, *Topfen*) podano kwantyfikator (austr.), przy trzech (*Fisole*, *Marille*, *Weichsel*) nie podano go, a przy jednym (*Grammel*) wyjaśniono, że wyrazu używa się na południu Niemiec. Natomiast S. Walewski (2002) zasadniczo nie podaje kwantyfikatorów przy austriacyzmach i helwetyzmach, a jedynymi wyjątkami od tej reguły są wyrazy *Matura* (*matura*) i *Spital* (*szpital*).

Autor lub redaktor słownika	AUSTRIACYZMY		HELWETYZMY	
	łącznie	z kwantyfikatorem	łącznie	z kwantyfikatorem
Banaszak, B. (red.)	15	0	14	0
Brzeziński, W.	21	3	24	6
Kienzler, I. (2000)	26	2	41	3
Kienzler, I. (2004)	24	2	29	2
Köbler, G.	14	0	21	0
Kubalica, M.	69	0	25	0
Skibicki, W.	30	3	45	5

Tabela 5. Liczba badanych austriacyzmów i helwetyzmów w słownikach fachowych (opracowanie własne)

Zdecydowanie gorzej wygląda kwestia oznaczania kwantyfikatorami wyrazów specjalistycznych używanych w Austrii i Szwajcarii w niemiecko-polskich słownikach prawniczych. Leksykografowie wprawdzie kodyfikują tego typu wyrazy, ale zazwyczaj nie wyróżniają ich w jakikolwiek sposób. Jedynie W. Brzeziński (2004), I. Kienzler (2000, 2004) oraz W. Skibicki (1990) podają okazjnie kwantyfikatory, np. słownik W. Brzezińskiego (2004) – (A/CH): *Jus* (prawo), *Matura* (*matura*), *Maurant* (*maturzysta*), *Maurantin* (*maturzystka*), (CH): *Zivilstandsamt* (*urząd stanu cywilnego*); słownik I. Kienzler (2000) – *Einvernahme* (*austr. i szwajc. przesłuchanie przed sądem*), *Lokalauschein* (*austr. wizja lokalna, oględziny*); słownik W. Skibickiego (1990) – *Einvernahme* (*austr. i szwajc. przesłuchanie przed sądem*), *Obligationenrecht* (*szwajc. prawo zobowiązań*), *Advokat* (*szwajc. adwokat*), *Lokalauschein* (*austr. wizja lokalna, oględziny*), *Urnengang* (*szwajc. głosowanie powszechne*). Oprócz tego I. Kienzler (2000, 2004) w jednym przypadku zamiast podania kwantyfikatora i ekwiwalentu wprowadza objaśnienie *Bundesrat* (*nazwa rządu szwajcarskiego*). Przy tych samym terminach oznaczających odmienne instytucje w różnych krajach W. Brzeziński (2004: 128) podaje

ekwiwalenty i kwantyfikatory dla obydwu z nich, np. *Regierungsrat (CH)* – rząd kantonalny, *Regierungsrat (D)* – przewodniczący samorządu (D). Co więcej, W. Brzeziński (2004) podaje nawet wariantywne znaczenia dla tego samego helwetyzmu: *Regierungsrat (CH)* – rząd kantonalny, *Regierungsrat (CH)* – członek rządu kantonального. Podobną strategię eksplikacji stosuje I. Kienzler (2000: 116) w przypadku leksemu *Bundesrat*, który oznacza zarówno nazwę izby parlamentu federalnego złożonej z przedstawicieli krajów federalnych, jak i nazwę rządu szwajcarskiego.

Spoglądając jakościowo na wyniki przeprowadzonych badań, można wyprowadzić z nich następujące wnioski:

- w odniesieniu zarówno do słowników ogólnych, jak i specjalistycznych:
 - częstsza kodyfikacja rzeczowników niż innych części mowy;
 - brak charakterystycznych związków frazeologicznych z austriackimi i szwajcarskimi terminami specjalistycznymi;
 - brak kontekstów użycia austriacyzmów lub helwetyzmów;
- w odniesieniu do słowników specjalistycznych:
 - brak kwantyfikatorów w słownikach specjalistycznych wskazujących na proveniencję danego wyrazu lub niekonsekwentne wprowadzanie ich jedynie w odniesieniu do niektórych wyrazów;
 - brak podawania form wariantywnych w budowie wyrazu, np. szwajc.: *ankünden/ankündigen*;
 - brak podawania form wariantywnych w zapisie ortograficznym wyrazu, np. szwajc.: *von amtswegen* – niem./austr.: *von Amts wegen*; austr.: *Maturant* – szwajc.: *Maturand*; szwajc.: *beanständen* – niem. *beanstanden*;
 - podawanie dla terminu mającego różne znaczenie w różnych krajach ekwiwalentu właściwego tylko dla jednego kraju (odnotowano jedynie dwa przypadki w badanym korpusie, gdy takiego braku nie było, tzn. podano odpowiednie znaczenia);
 - błędne tłumaczenia, np. *Bezirksgericht* – sąd okręgowy (I. Kienzler 2004).

5. Dezyderaty dla leksykografii i translatoryki

Słowniki, zwłaszcza specjalistyczne, są jednym z podstawowych narzędzi w pracy każdego tłumacza. Przypomnijmy za R. Arntzem (2002: 30), iż poprawne opracowanie słownika prawniczego pod względem prawnym, językowym i metodologicznym stanowi ogromne wyzwanie, gdyż wymaga porównywania znaczenia i funkcji często bardzo skomplikowanych i nieprzystających do siebie pojęć oraz terminów języka źródłowego i docelowego¹². Niektórzy badacze, np. G.-R. de Groot (1999: 214) i Ch. Schmidt-König (2005: 244), stoją na stanowisku, że przy opracowywaniu dwujęzycznego słownika prawniczego należy ograniczyć się wyłącznie do dwóch systemów prawa. Moim zdaniem uzasadnione jest jednak uwzględnienie większej liczby systemów prawnych, o ile wyraźnie zaznaczy się w słowniku, do jakiego systemu prawnego ekwiwalent się odnosi. Ch. Schmidt-König (2005: 245) uważa, że wzorcowy bilingwalny

¹² O nieprzystawalności systemów prawnych poszczególnych krajów i jej konsekwencjach dla leksykografii terminologicznej wspominają P. Sandrini (1996: 197) oraz R. Arntz/ H. Picht/ F. Mayer (2004: 206).

słownik prawniczy powinien obejmować także przykłady użycia poszczególnych terminów, odniesienia do tekstów ustaw, definicje, a nawet stopień ekwiwalencji oferowanych propozycji translatorskich.

W oparciu o powyższe zalecenia naukowców oraz na podstawie przeprowadzonych przeze mnie badań chciałbym wysunąć następujące dezyderaty wynikające z pluricentryzmu języka niemieckiego:

1. Opracowanie odrębnych dwujęzycznych słowników specjalistycznych dla austriackiej i szwajcarskiej odmiany języka niemieckiego.
2. Ulepszenie dwujęzycznych słowników ogólnych poprzez zwiększenie liczby leksemów i zwrotów pochodzących z Austrii oraz Szwajcarii i odpowiednie oznaczenie wszystkich z nich.
3. Uwzględnianie zjawiska pluricentryzmu w kształceniu akademickim przyszłych germanistów.
4. Podkreślanie zjawiska pluricentryzmu językowego w podręcznikach akademickich.
5. Wykorzystywanie autentycznych tekstów specjalistycznych z różnych krajów niemieckojęzycznych w kształceniu kandydatów na tłumaczy przysięgłych.
6. Organizowanie seminariów dla tłumaczy pisemnych i ustnych, które byłyby poświęcone różnym problemom dotyczącym odmian języka niemieckiego.

Wierzę, że powyższe dezyderaty wywołają dyskusję w środowisku naukowym, a ich implementacja przyczyni się do podniesienia jakości pracy tłumaczy przysięgłych w Polsce.

Bibliografia

- Ammon, U. (1995), *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin etc.
- Ammon, U. (1998), *Plurilingualität oder Pluriarealität? Begriffliche und terminologische Präzisierungsvorschläge zur Plurizentrität des Deutschen – mit einem Ausblick auf ein Wörterbuchprojekt*, (w:) E. Patocka (red.), *Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift zum 60. Geburtstag von Peter Wiesinger*. Wien, 313–322.
- Arntz, R. (2002), *Zwischen Terminologievergleich und Rechtsvergleich: Das Rechtswörterbuch*, (w:) MDÜ 6, 27–32.
- Arntz R./ H. Picht/ F. Mayer (2004), *Einführung in die Terminologiearbeit*. Hildesheim.
- Clyne, M.G. (1992), *German as a Pluricentric Language*, (w:) M.G. Clyne (red.), *Pluricentric Languages. Different Norms in Different Countries*. Berlin etc., 117–147.
- Clyne, M.G. (1995), *The German Language in a Changing Europe*. Cambridge.
- Dargiewicz, A. (2004), *DACH-Länder und eine deutsche Sprache? Die sprachliche und kulturelle Besonderheit des Österreichischen*, (w:) Z. Nowożenowa/ G. Lisowska (red.), *Wschód-Zachód. Dialog języków i kultur w kontekście globalizacji*. Słupsk, 20–29.
- de Cillia, R. (2006), *Varietätenreiches Deutsch. Deutsch als plurizentrische Sprache und DaF-Unterricht*, (w:) H.-J. Krumm/ P. Portmann-Tselikas (red.), *Begegnungssprache Deutsch – Motivation, Herausforderung, Perspektiven*. Innsbruck etc., 51–65.

- de Groot, G.-R. (1999), *Zweispachige juristische Wörterbücher*, (w:) P. Sandrini (red.), Übersetzen von Rechtstexten. Fachkommunikation im Spannungsfeld zwischen Rechtsordnung und Sprache. Tübingen, 203–227.
- Firyn, S. (2010), *Österreichische Standardlexik im „Duden. Universalwörterbuch“, „Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache“, „Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache“ sowie in der älteren und neueren Ausgabe des „Handwörterbuchs Deutsch-Polnisch“ von Jan Chodera, Stefan Kubica und Andrzej Bzdęga*, (w:) L. Zieliński et al. (red.), *Deutsche und polnische Lexikographie nach 1945 im Spannungsfeld der Kulturgeschichte*. Frankfurt a. M. etc., 219–232.
- Firyn, S. (2012), *Regionalizmy w przekładzie na podstawie tłumaczeń niemiecko-polskich*, (w:) *Rocznik Przekładoznawczy* 7, 51–64.
- Graf, M.H./ M.M. Glauninger (2009), *Dialektale Aspekte der deutschen Fußballsprache in Österreich und der Schweiz*, (w:) A. Burkhardt/ P. Schlobinski (red.), *Flickflack, Foul und Tsukahara. Der Sport und seine Sprache*. Mannheim etc., 133–142.
- Graf M.H./ M.M. Glauninger (2010), *Österreichischer und schweizerdeutscher Fußball-Jargon im Spiegel charakteristischer Wörter und Wendungen*, (w:) *Der Deutschunterricht* 62/3, 66–75.
- Krzysztoforska-Weisswasser, Z. (1994), *Mustersammlung österreichischer Dokumente und Schriftstücke für Gerichtsdolmetscher*. Warszawa.
- Kubacki, A.D. (2011), *Austriacki język prawa – z doświadczeń tłumacza*, (w:) *Komunikacja specjalistyczna* 4, 212–224.
- Kubacki, A.D. (2012), *Tłumaczenie poświadczone. Status, kształcenie, warsztat i odpowiedzialność tłumacza przysięgłego*. Warszawa.
- Kubacki, A.D. (2014), *Pluricentryzm w niemieckim języku standardowym i specjalistycznym*, (w:) *Comparative Legilinguistics. International Journal for Legal Communication* 17, 163–181.
- Kubacki, A.D. (2015), *Wybór dokumentów austriackich dla kandydatów na tłumaczy przysięgłych*. Chrzanów.
- Lang, E. (2010), *Plurizentrik als Übersetzungsproblem*, (w:) I. Bartoszewicz et al. (red.), *Germanistische Linguistik extra muros – Aufforderungen*. Linguistische Treffen in Wrocław 5. Wrocław–Dresden, 197–203.
- Muhr, R. (1991), *Sprachnormen in Österreich und anderswo. Zur sprachlichen Identität der Österreicher und zur Bestimmung von Standardsprachen in plurizentrischen Sprachen*, (w:) *Znanstvena Revija* 1,3. Akten des jugoslawisch-österreichischen Germanistentreffens im Rahmen der Alpen Adria vom 11.–13.11.1989 an der Pädagogischen Fakultät der Universität Maribor. Maribor, 73–77.
- Muhr, R. (1997), *Zur Terminologie und Methode der Beschreibung plurizentrischer Sprachen und deren Varietät am Beispiel des Deutschen*, (w:) R. Muhr/ R. Schrodtt (red.), *Österreichisches Deutsch und andere nationale Varietäten plurizentrischer Sprachen in Europa. Empirische Analysen*. Wien, 40–67.
- Muhr, R. (2003), *Die plurizentrischen Sprachen Europas – ein Überblick*, (w:) E. Gugenberger/ M. Blumberg (red.), *Vielsprachiges Europa. Zur Situation der regionalen Sprachen von der iberischen Halbinsel bis zum Kaukasus*. Frankfurt a. M. etc., 191–231.
- Muhr, R. (red.) (2012), *Non-Dominant Varieties of Pluricentric Languages. Getting the Picture*. Frankfurt a. M. etc.

- Paluszek, K. (2014a), *Tak samo czy inaczej? – terminologia języka prawnego w Niemczech i Austrii*, (w:) Monitor Prawniczy 7. Dodatek specjalny, 29–33.
- Paluszek, K. (2014b), Die Besonderheiten der österreichischen Rechtssprache, (w:) Comparative Legilinguistics. International Journal for Legal Communication 19, 27–48.
- Pollak, W. (1994), *Österreich und Europa: sprachkulturelle und nationale Identität*. Wien.
- Protokoll Nr. 10 über die Verwendung österreichischer Ausdrücke der deutschen Sprache im Rahmen der Europäischen Union. Anhang zur Beitrittsakte zum österreichischen Beitritt zur EG*, (w:) EU-Beitrittsvertrag. BGBl. 1995/45:2544.
- Radzik, A. (2007), *Die regionalen Varietäten des Deutschen im fremdsprachlichen und muttersprachlichen Unterricht*, (w:) D. Werbińska/ B. Widawska (red.), Wschód–Zachód. Dialog kultur. Tom II. Studia na literaturę i językiem. Słupsk, 202–207.
- Radzik, A. (2012), *Die nationalen Standardvarietäten des Deutschen und interkulturelle Kompetenz im DaF-Unterricht*, (w:) B. Benišková (red.), Interkulturalität in Sprache, Literatur und Bildung. Pardubice, 14–22.
- Rozporządzenie WE nr 805/2004 Parlamentu Europejskiego i Rady z 21 kwietnia 2004 r. w sprawie utworzenia Europejskiego Tytułu Egzekucyjnego dla roszczeń bezspornych.
- Sandrini, P. (1996), *Terminologiarbeit im Recht. Deskriptiver begriffsorientierter Ansatz vom Standpunkt des Übersetzers*. Wien.
- Schmidt-König, Ch. (2005), *Die Problematik der Übersetzung juristischer Terminologie*. Münster.
- Szulc, A. (1999), *Odmiany narodowe języka niemieckiego. Geneza – rozwój – perspektywy*. Kraków.
- Szulc, A. (2005), *Niemiecki język standardowy – od pozornej jedności do realnego pluricentryzmu*, (w:) Przegląd Uniwersytecki 3, 25–27.
- Utri, R. (2010), *Gibt es dialektale Fachsprachen? Erörterungen am Beispiel des Donauschwäbischen*, (w:) Komunikacja specjalistyczna 2, 156–165.
- Utri, R. (2012a), *Die regionale Vielfalt des Deutschen als Kulturrealität am Beispiel des Österreichischen Deutsch*, (w:) G. Pawłowski et al. (red.), Mensch – Sprachen – Kulturen. Warszawa, 409–422.
- Utri, R. (2012b), *...und das Wort ward weit verbreitet – einige Anmerkungen zur Legitimierung der Plurizentrität des Deutschen unter besonderer Berücksichtigung der österreichischen Schibboleths*, (w:) I. Bartoszewicz et al. (red.), Im Anfang war das Wort, Reihe Linguistische Treffen in Wrocław 8. Wrocław–Dresden, 321–329.
- Utri, R. (2013a), *Austrian languages for special purposes*, (w:) Lingwistyka Stosowana/ Applied Linguistics/ Angewandte Linguistik 7, 165–177.
- Utri, R. (2013b), *Standardsprache und Plurizentrik – am Beispiel des Österreichischen Deutsch*, (w:) Zeitschrift des Verbandes Polnischer Germanisten 2, 29–42.
- Utri, R. (2014a), *Die Plurizentrität der Sprachen – Geschichte, derzeitiger Stand, Ausblicke*, (w:) Germanica Wratislaviensia 139, 335–346.
- Utri, R. (2014b), *Die Plurizentrität der deutschen Sprache(n) im Lichte der anthropozentrischen Theorie der menschlichen Sprachen*, (w:) Kwartalnik Neofilologiczny 4, 677–694.

Słowniki

- Ammon, U. et al. (red.) (2004), *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol*. Berlin etc.
- Banaszak, B. (red.) (2005), *Słownik prawa i gospodarki. Tom II niemiecko-polski*. Warszawa.
- Bickel, H./ Ch. Landolt (2012), *Schweizerhochdeutsch, Wörterbuch der Standardsprache in der deutschen Schweiz*. Berlin etc.
- Bigler, I. (1987), *Unser Wortschatz, Schweizer Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit einem umfassenden Textteil zu Wortgebrauch und Grammatik*. Zürich.
- Brockhaus Enzyklopädie 2002 digital*. München.
- Brzeziński, W. (2004), *Wielki słownik ekonomiczno-prawniczy niemiecko-polski, polsko-niemiecki*. Gdynia.
- Chodera, J./ S. Kubica/ A. Bzdęga (2003), *Podręczny słownik niemiecko-polski*. Warszawa.
- Duden (2011), *Deutsches Universalwörterbuch*. 7. Auflage. Berlin etc.
- Ebner, J. (2013), *Wie sagt man in Österreich? Wörterbuch des österreichischen Deutsch*, 4. völlig überarbeitete Auflage. Berlin etc.
- Fussy, H./ U. Steiner (red.) (2006), *Österreichisches Wörterbuch*. 40., neu bearbeitete Auflage. Wien.
- Götz, D./ G. Haensch/ H. Wellmann (red.) (1998), *Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Das einsprachige Wörterbuch für alle, die Deutsch lernen*. Berlin etc.
- Kienzler, I. (2000), *Słownik prawniczo-handlowy niemiecko-polski*. Janki k. Warszawy.
- Kienzler, I. (2004), *Słownik terminologii gospodarczej. Bankowość, Finanse, Prawo niemiecko-polski, polsko-niemiecki*. Warszawa.
- Kilian, A. (2002), *Słownik języka prawniczego i ekonomicznego. Tom II niemiecko-polski*. Warszawa.
- Kilian, A./ A. Kilian (2014), *Słownik języka prawniczego i ekonomicznego niemiecko-polski*. 3. wydanie. Warszawa.
- Köbler, G. (2001), *Rechtswörterbuch; Deutsch-polnisches und polnisch-deutsches Rechtswörterbuch für jedermann*. München.
- Kozieja-Dachterska, A. (2006), *Großwörterbuch der Wirtschafts- und Rechtssprache Deutsch-Polnisch. Band I*. Warszawa.
- Kubalica, M. (red.) (1995), *Słownik prawniczy niemiecko-polski*. Warszawa.
- Markhardt, H. (2006), *Wörterbuch der österreichischen Rechts-, Wirtschafts- und Verwaltungsterminologie*. Frankfurt a. M. et al.
- Metzger, P. (2005), *Schweizerisches juristisches Wörterbuch einschliesslich Versicherungsrecht mit Synonymen und Antonymen*. Basel etc.
- Meyer, K. (2006), *Schweizer Wörterbuch. So sagen wir in der Schweiz. Mit einem Beitrag von Hans Bickel*. Frauenfeld etc.
- Piprek, J./ J. Ippoldt (red.) (1990), *Wielki słownik niemiecko-polski*. Warszawa.
- Skibicki, W. (1990), *Słownik terminologii prawniczej i ekonomicznej niemiecko-polski*. Warszawa.
- Walewski, S. (red.) (2002), *Duży słownik polsko-niemiecki, niemiecko-polski*. Berlin etc.
- Wiktorowicz, J./ A. Frączek (red.) (2010), *Wielki słownik niemiecko-polski*. Warszawa.
- Wiktorowicz, J./ A. Frączek (red.) (2010), *Wielki multimedialny słownik niemiecko-polski, polsko-niemiecki*. Warszawa [pendrive 2 GB].

Magdalena LISIECKA-CZOP

Uniwersytet Szczeciński

Korzystanie ze słowników elektronicznych jako strategia rozwiązywania problemów językowych – o świadomości leksykograficznej studentów germanistyki

Abstract:

The use of digital dictionaries as a strategy of solving language problems – lexicographic awareness among students of German studies

The paper examines the acquaintance with chosen on-line dictionary types among students of German studies. It is essential to answer the questions: Do the students use digital dictionaries in case of communicative difficulties in a foreign language? In which circumstances? Which ones do they prefer and why, especially whether they choose paper or electronic dictionaries and which devices they use to access the lexicographic information? Which features of dictionaries and what aspects of lexicographic structures are important for users? And finally whether the metalexicographic knowledge taught in linguistics courses improves the lexicographic competence of students. The results of the study confirm that on-line dictionaries, especially the bilingual *pons.eu* and the monolingual *duden.de* are popular and preferred by students. Quick and easy searching as well as wide range of entries and satisfying information per lemma are important criteria when using a dictionary. The typical context of dictionary use is translation and preparing for oral or written activities, therefore the users look mostly for the meaning and equivalences of lexemes, synonyms, and usage labels. While the respondents without any metalexicographic education believe that they are competent dictionary users, the students who have attended different courses with lexicographic focus revise their opinions. They appreciate the role of such courses in improving their lexicographic skills, especially if both the theory and practice of dictionary usage have been taught.

Wstęp

Przedmiotem przedstawionego w artykule badania jest znajomość poszczególnych typów słowników elektronicznych dostępnych w Internecie oraz możliwości ich zastosowania w przypadku wystąpienia trudności komunikacyjnych w języku obcym wśród studentów germanistyki. Próba określenia świadomości leksykograficznej, rozumianej jako samoocena własnej wiedzy i kompetencji leksykograficznej studiujących, a także próba określenia umiejętności efektywnego wyszukiwania i korzystania z informacji zawartych w makro- i mikrostrukturze tych słowników, stanowi punkt wyjścia do sformułowania wniosków dotyczących treningu metaleksykograficznego w kształceniu filologicznym.

1. Badania nad świadomością leksykograficzną użytkowników słowników

P. Żmigrodzki/ E. Ulitzka/ T. Nowak (2005: 3) zdefiniowali pojęcie *świadomości leksykograficznej* dość szeroko jako „ogólną wiedzę na temat słowników (...) i ich użycia przez określoną grupę osób”.

Z kolei M. Bielińska (2008: 9 i nast.) zalicza do najistotniejszych wyznaczników świadomości leksykograficznej:

- świadomość, że istnieją różne typy słowników, które przeznaczone są do różnych celów oraz świadomość ograniczeń słownika (poszczególnych jego typów);
- świadomość, że słownik nie ogranicza się wyłącznie do części hasłowej i że warto zapoznać się z tekstami ramowymi;
- świadomość, że nawet słowniki tego samego typu nie są takie same;
- świadomość, że słowniki się starzeją, a w leksykografii następuje postęp;
- świadomość, że leksykografia, to nie tylko normatywizm, lecz także deskryptywizm;
- świadomość roli, jaką odgrywa leksykografia i jaki jest jej potencjał;
- świadomość, że używanie słowników wspiera rozwój refleksji językowej i tym samym przyczynia się do podniesienia kultury języka;

Do tej listy wyznaczników należałoby jeszcze dodać

- świadomość, że słowniki zawierają nieścisłości i większe czy mniejsze braki.

P. Żmigrodzki i współautorzy badali świadomość leksykograficzną studentów I roku polonistyki w odniesieniu do drukowanych słowników języka polskiego. W ostatnich latach prowadzone były również liczne badania nad korzystaniem z jedno- i dwujęzycznych słowników drukowanych w procesie nauki języka obcego w różnych grupach wiekowych m.in. przez R. Lwa (m.in. 2004), R. Lwa i A. Dziemianko (2006) (słowniki języka angielskiego), R. Nadobnik (2005, 2010) (słowniki języka niemieckiego). Wraz z rozwojem leksykografii elektronicznej powstają prace poświęcone jej użytkownikom i sposobom korzystania ze słowników elektronicznych (zob. A. Dziemianko 2010, C. Müller-Spitzer i in. 2012, R. Lew/ G.M. de Shryver 2014).

W ankiecie przeprowadzonej przez P. Żmigrodzkiego, E. Ulitzkę i T. Nowaka w roku akademickim 2004/05 studenci polonistyki zdecydowanie preferowali wersję książkową słowników (64,1%) nad elektroniczną (7,6%), wskazując na większą wygodę korzystania, niezależność od posiadania komputera i dostępu do Internetu, a także argumentując tę preferencję niechęcią do nowych technologii i większym prestiżem słowników drukowanych. Moje obserwacje z zajęć na filologii germańskiej są zgoła odmienne i skłaniają mnie do przekonania, że obecnie słowniki internetowe są preferowanym przez studentów medium leksykograficznym. Postanowiłam więc dokładniej zbadać, jaką wiedzę na temat słowników elektronicznych mają studenci, jakie są ich oczekiwania i jak z tych zasobów korzystają. Celem ankiety było również sformułowanie wniosków dotyczących treningu metaleksykograficznego w kształceniu filologicznym.

2. Omówienie wyników badania ankietowego

W marcu 2015 r. przeprowadziłam anonimową ankietę wśród studentów I, II i III roku studiów pierwszego stopnia oraz I roku studiów drugiego stopnia filologii germańskiej

Uniwersytetu Szczecińskiego (określanych na potrzeby niniejszego badania jako studenci IV roku). Uczestniczyło w niej łącznie 101 osób (31 z I roku, 21 z II roku, 33 z III roku i 16 z IV roku).

Ankieta składała się z 11 pytań, z czego 8 dotyczyło różnych aspektów związanych z użytkowaniem słowników elektronicznych, a ostatnie 3 pytania miały skłonić respondentów do refleksji nad rolą leksykografii na studiach filologicznych. Poniżej przedstawiono wspomniane pytania wraz z wynikami ankiety.

Pytanie 1:

Z jakich słowników korzystałaś/-leś (w domu, na uczelni, w bibliotece) w ciągu ostatniego miesiąca? Wymień w kolejności od najczęściej do najrzadziej używanych.

Wśród 38 wymienionych słowników¹ dominują słowniki elektroniczne, dostępne w Internecie. Niekwestionowanym liderem jest słownik internetowy *Pons* (przede wszystkim w relacji niemiecko-polskiej i polsko-niemieckiej), który podało blisko 2/3 badanych, a 38 osób wskazuje na internetową wersję niemieckiego jednojęzycznego słownika Dudena *Deutsches Universalwörterbuch*.

SŁOWNIK	liczba odpowiedzi
bab.la/ słownik elektroniczny pl.bab.la/ blabla/ bla.pl/de.bab.la	22
Depl/ depl.pl/ depl.com	20
Duden/ Duden niemiecko-niemiecki/ Duden Universalwörterbuch/	24
duden.de/ duden online/ słownik internetowy duden duden słownik elektroniczny jednojęzyczny	38
dwds.de	6
Langenscheidt	19
Langenscheidt (Großwörterbuch) Deutsch als Fremdsprache/ Langenscheidt słownik książkowy jednojęz. Großwörterbuch / Leidenschaft niem-niem	10
ling.pl	5
Pons	26
pons.eu/ pons.pl/ pons.de/ pons.com / pons online/ pons słownik internetowy/ Słownik elektroniczny Pons	65
PWN/ Wielki słownik PL-DE, DE-PL	7

Potwierdza się również spostrzeżenie M. Bielińskiej (2008: 7), że użytkownicy identyfikują słownik poprzez markę wydawnictwa lub/i tytuł (często niepełny). 26 osób wskazało tylko nazwę *Pons*, 19 *Langenscheidt* (i to niekiedy z błędami w pisowni), a 24 na *Dudena* (w formie *Duden*, *Duden niemiecko-niemiecki*, *Duden Universalwörterbuch*). Trudno powiedzieć, czy studenci wskazując ogólnie słowniki *Pons* i *Duden* mieli na myśli wersję drukowaną, czy elektroniczną tych słowników, chociaż odpowiedzi na następne pytania sugerują, że raczej elektroniczną. Taki wniosek można również wysnuć z faktu, że w ankiecie eksplicytnie wskazania na książkowe wersje słowników (*Pons* 5,

¹ Nazwy słowników widnieją w brzmieniu podanym przez ankietowanych studentów, stąd kilka wersji tytułów i adresów internetowych poszczególnych słowników.

Duden 3) są zdecydowanie rzadsze niż jednoznaczne wskazania na bliźniacze wersje elektroniczne.

Co ciekawe, w przypadku słowników online, studenci zwykle potrafią podać adres internetowy portalu, pozwalający bez trudu odnaleźć słownik w sieci. Oprócz wymienionych trzech portali słownikowych, badani wskazywali dość często na słowniki online *bab.la* (22), *depl.pl* (20), rzadziej na *dwds.de* (6) czy *ling.pl* (5).

Książkowe słowniki używane są sporadycznie, jedynie 10 osób korzysta z jednojęzycznego słownika dla uczących się języka niemieckiego *Langenscheidt Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache*, a jeszcze mniej (7) z *Wielkiego słownika niemieckopolskiego i polsko-niemieckiego* wydawnictwa PWN.

Pytania 2 i 3 odnoszą się do preferencji drukowanej lub elektronicznej wersji słownika.

Pytanie 2:

Jak często korzystasz z następujących typów słowników?

	często	rzadko	nigdy
słowniki książkowe jednojęzyczne	14	64	19
słowniki książkowe dwujęzyczne	41	53	3
słowniki elektroniczne jednojęzyczne	34	44	8
słowniki elektroniczne dwujęzyczne	90	9	0

W rozbiciu na poszczególne roczniki wyniki kształtują się następująco:

	I			II			III			IV			Σ		
	cz	rz	n	cz	rz	n	cz	Rz	n	cz	rz	n	Cz	rz	n
skj	0	19	10	5	10	6	6	23	2	3	12	1	14	64	19
skd	12	16	1	8	12	1	13	17	1	8	8	0	41	53	3
sej	8	15	5	9	9	3	21	11	0	6	9	0	34	44	8
sed	19	2	0	18	3	0	31	1	0	12	3	0	90	9	0

skj = słowniki książkowe jednojęzyczne, skd = słowniki książkowe dwujęzyczne

sej = słowniki elektroniczne jednojęzyczne, sed = słowniki elektroniczne dwujęzyczne

Pytanie 3:

Mając do dyspozycji ten sam słownik w wersji drukowanej i elektronicznej wybrał(a)byś słownik książkowy (3 osoby). Dlaczego?
słownik elektroniczny (98 osób). Dlaczego?

Wśród argumentów przemawiających za słownikami elektronicznymi najczęściej pojawiały się:

- szybkość wyszukiwania – 72 osoby;
- wygoda i łatwość korzystania – 34 osoby;
- słowniki elektroniczne są darmowe, powszechnie dostępne (na telefonie) – 3 osoby;
- możliwość odsłuchania wymowy – 2 osoby;
- częstsze aktualizacje – 2 osoby;
- nie trzeba wertować kartek – 2 osoby.

Nieliczne osoby preferujące słowniki książkowe jako uzasadnienie podawały:

- lepszy opis leksykograficzny, więcej kontekstów i przykładów – 2 osoby;
- dostępność niezależnie od miejsca – 1 osoba.

Pytanie 4:

Na jakich urządzeniach/nośnikach korzystasz ze słowników elektronicznych?

(można było zaznaczyć kilka opcji)

- komputer (stacjonarny, laptop, netbook) (słowniki internetowe) - 96 osób
 - smartfon (słowniki internetowe) - 85 osób
 - tablet (słowniki internetowe) - 30 osób
 - CD-ROM - 4 osoby
 - inne, jakie?
- czytnik e-booków kindle, telefon - 2 osoby
pendrive - 0 osób
nie korzystam ze słowników elektronicznych - 0 osób

Zdecydowanie najczęściej wskazywanymi urządzeniami były komputer i smartfon, które służą badanym do korzystania ze słowników internetowych online. Rzadziej do tego celu studenci używają tabletów, zapewne nie wszyscy posiadają takie urządzenie. Inne nośniki wymieniane były sporadycznie.

Pytanie 5:

Które z następujących słowników internetowych są Ci znane?

Studenci otrzymali listę 31 słowników internetowych, podzielonych na 6 grup (słowniki ogólne dwujęzyczne/ wielojęzyczne, niemieckie jednojęzyczne, polskie jednojęzyczne, frazeologiczne i synonimów), a także zostali zapytani, które z nich są im znane i z których korzystają. W tabeli – obok listy słowników – zaprezentowano wynik sumaryczny dla danego słownika. Opcji „nie znam” ankietowani studenci nie zaznaczali, wynik ten zatem obliczyłam, odejmując ilość pozostałych wskazań od liczby 101.

Lp.	słowniki dwujęzyczne i wielojęzyczne:	znam i korzystam	znam, ale nie korzystam	nie znam
1	pl.pons.com	77	1	13
2	dict.leo.org	8	20	73
3	pl.wiktionary.org	23	43	35
4	translatica.pl	20	38	43
5	ling.pl	21	18	63

6	pl.bab.la	60	17	24
7	slovníki.tejo.pl	0	6	95
8	www.slovník-polsko-niemiecki.eu	12	21	68
9	pl.glosbe.com	11	14	76
10	pl.dictindustry.com	3	6	92
	inny, jaki? depl.pl	2		
	slovníki niemieckie jednojęzyczne:			
11	www.duden.de	77	16	8
12	www.canoo.net	3	14	84
13	de.pons.com (Deutsch als Fremdsprache)	66	20	13
14	www.bildwoerterbuch.com	3	12	86
15	www.dwds.de	14	20	67
16	www.owid.de/wb/elexiko/start.html (elexiko)	2	3	96
17	de.thefreedictionary.com	6	7	88
18	http://www.logosdictionary.org	2	3	96
	slovníki polskie jednojęzyczne:			
19	http://www.wsjp.pl/	35	27	49
20	http://sjp.pwn.pl/	40	25	36
21	http://www.edupedia.pl	4	23	74
22	pl.thefreedictionary.com	6	24	71
23	https://dobryslownik.pl/	7	22	72
	slovníki frazeologiczne:			
24	http://www.redensarten-index.de	12	8	81
25	http://www.frazeologia.pl/	8	20	73
26	http://www.frazeologizmy.univ.szczecin.pl	7	16	78
	slovníki synonimów:			
27	wortschatz.uni-leipzig.de	20	13	68
28	synonyme.woxikon.de/	18	12	71
29	www.synonyme.de	38	17	46
30	www.synonimy.pl	40	10	51
31	synonim.net	0	14	87

W następnej tabeli przedstawiłam najczęstsze wskazania. Najbardziej rozpoznawalnym okazał się internetowy słownik języka niemieckiego wydawany pod marką *Duden* przez spółkę Bibliographisches Institut Mannheim. Tuż za nim znalazły się dwa słowniki portalu *PONS* – niemiecko-polski/ polsko-niemiecki oraz jednojęzyczny dla cudzoziemców uczących się języka niemieckiego i słownik niemiecko-polski/ polsko-niemiecki portalu *bab.la*, od kwietnia 2015 r. należącego do Oxford University Press.

	Słowniki	znam i korzystam	znam, ale nie korzystam
1	www.duden.de	77	16
2	pl.pons.com	77	1
3	de.pons.com (Deutsch als Fremdsprache)	66	20
4	pl.bab.la	60	17
5	http://sjp.pwn.pl/	40	25

6	www.synonyme.de	38	17
7	www.synonimy.pl	40	10
8	http://www.wsjp.pl/	35	27
9	pl.wiktionary.org	23	43
10	translatica.pl	20	38
11	ling.pl	21	18

Wśród portali leksykograficznych ze słownikami bilingwalnymi (w różnych kombinacjach) respondenci wymieniali często również słowniki wiktionary.org, translatica.pl, ling.pl. W pierwszej dziesiątce znalazły się ponadto dwa słowniki języka polskiego oraz dwa słowniki synonimów (polskich oraz niemieckich). Brak jest natomiast słowników frazeologicznych i innych typów słowników.

Pytanie 6:

Czym się kierujesz przy wyborze słownika internetowego?

(Należało zaznaczyć maksymalnie trzy opcje, ale respondenci często wskazywali więcej opcji)

1	bogactwem informacji do poszczególnych haseł	71
2	objętością słownika (czy znajdę większość poszukiwanych haseł)	57
3	rekomendacją wykładowców, nauczycieli, znajomych	47
4	łatwością korzystania i przyjaznym dla użytkownika interfejsem	47
5	przyzwyczajeniem	32
6	przystępną prezentacją informacji do poszczególnych haseł	18
7	wskazaniami wyszukiwarki internetowej	10
8	renomą portalu internetowego	9
9	szatą graficzną	3
10	innym kryterium, jakim? podawaniem słów w kontekście	1

Dość wysoka pozycja rekomendacji innych osób świadczy o tym, że nauczyciele i nauczyciele akademicy mogą w znacznym stopniu przyczynić się do kształtowania świadomości leksykograficznej studentów. Potwierdzeniem tego założenia są również odpowiedzi uzyskane w ostatniej części ankiety, poświęconej edukacji leksykograficznej na studiach filologicznych.

Pytanie 7:

Jakich informacji szukasz w słowniku internetowym?

Pytanie dotyczyło relewancji poszczególnych elementów informacji leksykograficznej (mikrostruktury) dla badanych osób.

	często	czasami	sprowadycznie	nigdy
ekwiwalentu (w słowniku dwujęzycznym)	47	22	19	3
znaczenia (w słowniku jednojęzycznym)	74	19	2	3
pisowni wyrazu	34	26	24	5
wymowy wyrazu	9	13	44	30

odmiany wyrazu	12	44	36	6
synonimów wyrazu	46	35	14	3
o związkach frazeologicznych z wyrazem	15	25	35	14
o użyciu wyrazu (typowe połączenia z innymi wyrazami)	44	28	15	4
o użyciu wyrazu (nacechowanie stylistyczne, emocjonalne, specjalistyczne)	20	32	29	14
przykładów użycia	44	30	20	3
innych, jakich? rodzajnika	1			

Okazuje się, że najczęściej badani poszukują w słowniku jednojęzycznym znaczenia (74%), nieco zaskakująco mniejsza liczba wskazań na ekwiwalent w słowniku dwujęzycznym, co może być jednakże spowodowane niezajomością tego terminu leksykograficznego przez studentów początkowych semestrów germanistyki i mylenie ekwiwalencji ze znaczeniem. Spośród innych elementów mikrostruktury respondenci podawali stosunkowo często również informacje o synonimach, kolokacjach i przykładach użycia. Najbardziej poszukują oni informacji o wymowie leksemów – chociaż słowniki internetowe dzięki wbudowanym plikom dźwiękowym oferują w tym zakresie wygodne rozwiązania. Niezbyt często interesują badanych także związki frazeologiczne z danym leksemem. Jedna z badanych osób napisała, że poszukuje rodzajnika.

Pytanie 8:

W jakich sytuacjach korzystasz najczęściej ze słowników internetowych?

To pytanie odnosi się do okoliczności, w których użycie słownika może być jedną ze strategii radzenia sobie z problemami komunikacyjnymi. Zgodnie z przewidywaniami najczęstszą sytuacją komunikacyjną jest tłumaczenie (z języka obcego na ojczysty, minimalnie rzadziej – odwrotnie). Badani skłonni są również używać słowników podczas planowania czynności produktywnych w języku obcym – pisanie tekstu i przygotowywanie wypowiedzi ustnej. W przypadku sytuacji wykonywania ćwiczeń (gramatycznych, leksykalnych) zwraca uwagę dość wyrównany rozkład wskazań pomiędzy opcjami „często”, „czasami” i „nigdy” (około 30% na każdą z nich). Rzadko natomiast respondenci sięgają po słownik internetowy, gdy słuchają tekstu w języku obcym (albo np. oglądają filmy).

	często	czasami	spora- dycznie	nigdy
tłumaczenie z niemieckiego na polski	86	10	2	0
tłumaczenie z polskiego na niemiecki	77	13	5	2
czytanie tekstu w języku niemieckim	35	30	19	10
pisanie tekstu w języku niemieckim	48	32	10	5
słuchanie tekstu w języku niemieckim	9	20	39	24
przygotowywanie wypowiedzi ustnej w języku niemieckim	37	30	22	9
wykonywanie ćwiczeń (gramatycz- nych,	33	30	27	7

leksykalnych) w języku niemieckim				
innych, jakich? nauka słówek				

Pytania 9, 10 i 11 odnoszą się do edukacji leksykograficznej na studiach germanistycznych. Respondenci zostali poproszeni o ewaluację przydatności zajęć poświęconych słownikom i o sformułowanie postulatów dotyczących tych zajęć.

Pytanie 9:

Uczęszczam lub uczęszczałam/-łem na studiach na zajęcia z językoznawstwa poświęcone słownikom

tak

nie

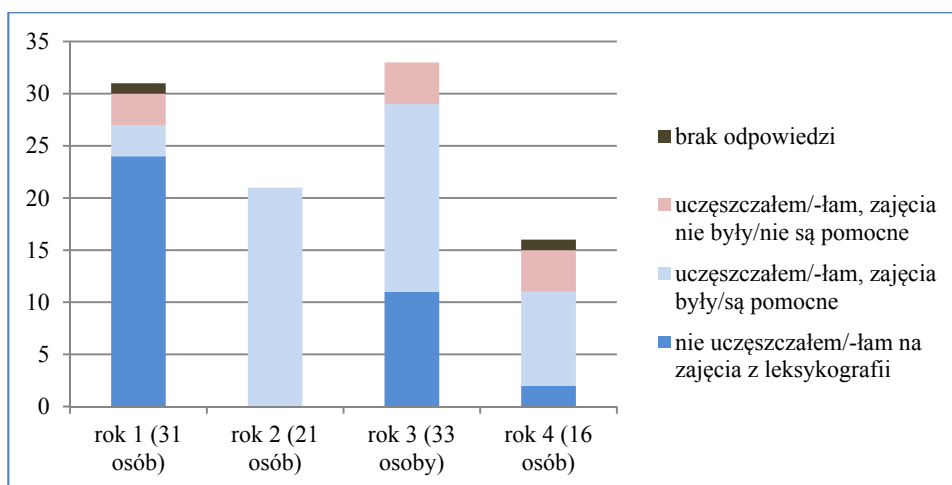
Pytanie 10:

Zajęcia te pomagają/pomogły mi w orientacji wśród różnych typów słowników i w lepszym korzystaniu ze słowników

tak

nie

Wykres przedstawia sumarycznie odpowiedzi na powyższe dwa pytania.



Spośród studentów I roku tylko 6 osób uczęszczało na zajęcia dotyczące tematyki leksykograficznej, 24 osoby nie uczęszczały, a 1 nie udzieliła odpowiedzi na to pytanie. Trzem osobom zajęcia pomagają, a trzem nie pomagają w korzystaniu ze słowników.

Wszyscy ankieterowani studenci II roku (21 osób) byli słuchaczami wykładu do wyboru „Podstawy leksykografii” i oceniają go jako pomocny w budowaniu kompetencji leksykograficznej.

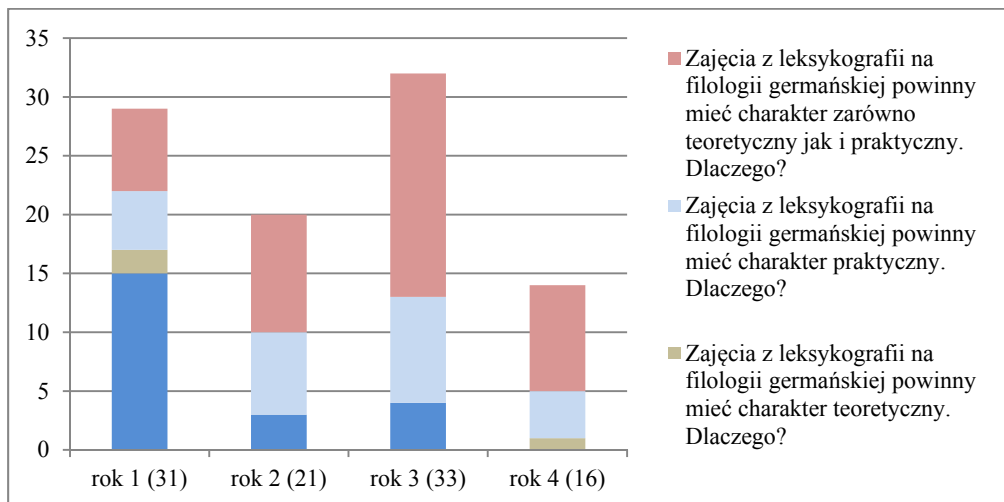
Również ci studenci III roku, którzy biorą/brali udział w zajęciach poświęconych słownikom (22 osoby wobec 11, które nie brały udziału w takich zajęciach), w większości (18 osób) wysoko oceniają ich przydatność. Odmiennego zdania było tylko 4 ankieterowanych.

Podobnie kształtują się wyniki uzyskane wśród studentów IV roku: 13 osób spośród 16 uczęszczało na takie zajęcia i 9 z nich pozytywnie postrzega ich przydatność.

Pytanie 11:

Z którą wypowiedzią się identyfikujesz?

Respondenci mieli za zadanie wskazanie i uzasadnienie wypowiedzi, która jest najbliższa ich pogładowi.



Zajęcia z leksykografii na studiach germanistycznych za zbędne uznało najwięcej studentów I roku (15 osób) – z dużą dozą prawdopodobieństwa można przypuszczać, że są to w większości studenci, którzy nie uczęszczali na zajęcia o takiej tematyce. Pomimo to uważają się za kompetentnych użytkowników słowników. Wraz ze „stażem” studenckim wzrasta jednak świadomość wagi edukacji leksykograficznej dla efektywnego korzystania ze źródeł leksykograficznych. Odmiennego zdania jest tylko 3 studentów II roku i 4 z III roku.

Wśród nielicznych zwolenników teoretycznego charakteru zajęć z leksykografii (3 osoby) pojawiło się uzasadnienie, że zajęcia powinny pomagać w lepszej orientacji wśród różnych typów słowników, natomiast nauka praktycznego z nich korzystania to – zdaniem respondentów – zadanie na poziomie szkoły podstawowej.

Zdecydowanie więcej zwolenników (25 osób) wśród ankietowanych ma ukierunkowanie zajęć na praktyczne aspekty leksykografii. Badani tak uzasadniali swoje zdanie:

- *[zajęcia praktyczne z leksykografii] przydadzą się*
- *ulatwiają korzystanie ze słowników, szybsze wyszukiwanie informacji*
- *teoria jest nudna i nieprzydatna, praktyka jest ważniejsza*
- *potrzeba szerszej znajomości słowników*
- *poprzez praktykę człowiek szybciej i więcej się uczy, lepiej zapamiętuje*
- *poprzez praktykę lepiej się rozumie budowę słowników i lepiej jest się przygotowanym do pracy z nimi*
- *ponieważ mało ludzi orientuje się, jak korzystać ze słowników*
- *zajęcia powinny ćwiczyć umiejętności pracy ze słownikiem (i słownictwem)*
- *bardziej przydaje się umiejętność użycia słownika niż znajomość ich typologii*
- *znamy opisy słowników i ich rodzaje, potrzebna jest wiedza bardziej praktyczna np. przy ich rozpoznawaniu*

Najwięcej studentów (45 osób) opowiedziało się za takim ukierunkowaniem zajęć z leksykografii, które uwzględniałoby zarówno aspekty teoretyczne metaleksykografii, jak i praktyczny trening korzystania ze słowników. Swoją decyzję uzasadniali następująco:

- *możliwość wypróbowania różnych słowników, poznania ich rodzajów i sposobów wyszukiwania haseł* (argument przytoczony przez 3 ankietowanych)
- *filologowi potrzebna jest wiedza teoretyczna (o budowie słowników, znaczeniu skrótów i oznaczeń) i praktyczna (jak z nich korzystać)* – ten argument pojawiał się najczęściej (19 respondentów)
- *można się wiele nauczyć*
- *poznane (teoretycznie) zagadnienia powinny być przećwiczone, aby wiedza była przydatna i utrwalona*
- *teoria jest potrzebna, aby w praktyce posługiwać się poprawnie słownikami* (4 osoby)
- *rozwijają wiedzę i przydatne umiejętności* (2 osoby)
- *umożliwiają korzystanie z różnych typów słowników, również takich, o których istnieniu studenci wcześniej nie wiedzieli* (4 osoby)
- *ze względu na dużą liczbę słowników, ciekawsze czy nietypowe słowniki warto przedstawić studentom*

6 ankietowanych studentów nie miało zdania, jaki charakter powinny mieć zajęcia z leksykografii i nie zaznaczyło żadnej opcji.

Respondenci mieli również możliwość zamieszczenia uwagi i komentarzy do tematu ankiety. Poniżej przytaczam wypowiedzi kilku osób, które skorzystały z tej sposobności.

- *Ankieta uświadomiła mi, jak mało słowników internetowych znam*
- *Powinno być więcej godzin na zajęcia z leksykografią*
- *Zauważyłem, że nie znam odpowiednich słowników, dlatego też prawie z nich nie korzystam. Ograniczyłem się do 2 – 3 najbardziej znanych* (student nie uczęszczał na zajęcia leksykograficzne)
- *Zajęcia praktyczne powinny przyczyniać się do poznawania przez studenta nowych słowników (nie tylko wydanych w XIX w., lecz także internetowych)*
- *Warto znać historię słowników, gdyż daje to obraz ówczesnego społeczeństwa oraz podejścia do kwestii języka.*
- *Powinny być przedstawione różne słowniki elektroniczne, gdyż nie wiedziałam o istnieniu 15 z 31 słowników.*
- *Rozjaśnienie skrótów i objaśnień ułatwiłoby studentom poruszanie się po słownikach.*
- *Student filologii germańskiej powinien mieć wiedzę teoretyczną w zakresie wszelkich typów słowników dotyczących niemieckiego obszaru językowego.*

3. Wnioski

1. Ankieta potwierdziła moje przypuszczenie, że słowniki internetowe są preferowanym i dostępnym medium wśród studentów filologii.

2. Wśród wybieranych przez respondentów słowników online wysoką pozycję zajmują bilingwalny słownik internetowy *Pons-a* i monolingwalny *Duden-a*. Niektórzy studenci korzystają również z innych słowników dwujęzycznych, słowników języka polskiego i synonimicznych w Internecie.
3. Studenci cenią przede wszystkim przyjazną dla użytkownika makro- i mikrostrukturę słownika elektronicznego – szybkie wyszukiwanie oraz wygodne i łatwe korzystanie, a także objętość słownika i bogactwo informacji przy poszczególnych hasłach.
4. Poszukiwane w artykule hasłowym informacje to przede wszystkim znaczenie i ekwiwalencja leksemu, synonimy i wskazówki użycia. Najbardziej respondenci sprawdzają wymowę.
5. Typowe sytuacje, w których studenci sięgają po słownik online, to tłumaczenie tekstów oraz przygotowywanie wypowiedzi ustnych i pisemnych.
6. Wiedza badanych osób o ofercie słowników online jest fragmentaryczna, studenci jednak dostrzegają i wyrażają potrzebę poszerzenia własnej kompetencji leksykograficznej. Przy doborze słownika chętnie korzystają z rekomendacji innych osób, co jest korzystną przesłanką dla rozwoju ich świadomości leksykograficznej na studiach.
7. Respondenci bez akademickiej edukacji leksykograficznej z reguły są przekonani, że potrafią efektywnie korzystać ze słowników, uczęszczanie na zajęcia z leksykografii rewiduje ten pogląd i przyczynia się do wzrostu kompetencji i świadomości leksykograficznej badanych.

Z powyższych wniosków wynika również potrzeba uwzględnienia tematyki leksykograficznej w programie studiów (neo)filologicznych w zakresie, który umożliwiłby przedstawienie istotnych zagadnień teoretycznych leksykografii i połączenie ich z praktycznym doskonaleniem korzystania z różnych typów słowników. Wśród poznawanych i wykorzystywanych słowników nie powinno zabraknąć słowników elektronicznych, które są powszechnie dostępne i coraz bardziej przyjazne użytkownikowi.

Kształcenie leksykograficzne na studiach filologicznych powinno zatem nie tylko dążyć do tego, aby studenci byli w stanie dobrać adekwatny słownik do obranego celu i skutecznie poszukiwać w nim informacji, ale by byli świadomymi i krytycznymi użytkownikami portali leksykograficznych. Tak ukształtowana świadomość leksykograficzna zakłada oczywiście sprawność „techniczną” i znajomość typowych konwencji leksykograficznych (skrót, symbole etc.), ale również zdolność do refleksji językoznawczej i ewaluacji źródeł leksykograficznych, które to umiejętności są bardzo przydatne nie tylko przy rozwiązywaniu własnych problemów językowych, lecz również w późniejszej pracy zawodowej na przykład jako tłumacz lub nauczyciel języka obcego.

Bibliografia

- Bielińska, M. (2008), *O kulturze słownikowej*, (w:) „Poradnik Językowy” 1, 3–15.
Dziemianko, A. (2010), *Paper or Electronic? The Role of Dictionary Form in Language Reception, Production and the Retention of Meaning and Collocations*, (w:) „International Journal of Lexicography” 23.3, 257–273.

- Dziemianko, A./ R. Lew (2006), *Research into dictionary use by Polish learners of English: Some methodological considerations*, (w:) K. Dziubalska-Kołaczyk (red.), IFAtuation: A life in IFA. A festschrift for Prof. Jacek Fisiak on the occasion of his 70th birthday by his IFAtuated staff from The School of English, AMU. Poznań, 211–233.
- Lew, R. (2004), *Which dictionary for whom? Receptive use of bilingual, monolingual and semi-bilingual dictionaries by Polish learners of English*. Poznań.
- Lew, R./ G.M. de Schryver (2014), *Dictionary users in the digital revolution*, (w:) „International Journal of Lexicography” 27.4, 341–359.
- Müller-Spitzer, C./ A. Koplenig/ A. Töpel (2012), *Online Dictionary Use: Key Findings from an Empirical Research Project*, (w:) S. Granger/ M. Paquot (red.), *Electronic Lexicography*. Oxford, 425–457.
- Nadobnik, R. (2005), *Zur Rolle von zweisprachigen Wörterbüchern beim Erwerb des Deutschen*, (w:) „Colloquia Germanica Stetinensia“ 14, Jubiläumshft des Germanistischen Instituts der Universität Szczecin, 135–147.
- Nadobnik, R. (2010), *Znaczenie słowników bilingwalnych w dydaktyce języka niemieckiego w Polsce*. Gorzów Wielkopolski.
- Żmigrodzki, P./ E. Ułitzka/ T. Nowak (2005), *O świadomości leksykograficznej kandydatów na polonistów (na podstawie badań ankietowych)*, (w:) „Poradnik Językowy” 5, 3–21.

Jan Bolesław ŁOMPIEŚ

Uniwersytet Warszawski

Kognitywne konsekwencje tworzenia tekstów pisanych

Abstract:

Cognitive effects of producing written texts

This paper is devoted to the writing process and its cognitive effects. Starting with a brief historical overview, the author proceeds to discuss multiple aspects of cognitive properties of the human being involved in the process of writing with the focus on language, memory and thinking. Since writing requires concerted cognitive efforts and the application of the writer's numerous skills at each stage of the writing process, the resulting strain may lead to memory and attention overload, which can only be alleviated by applying certain strategies presented in the paper. Among these strategies the author discusses *freewriting*, the technique of *flow* and the strategy of dividing the process of text composition into manageable chunks. Intensive cognitive efforts also have a positive effect on the brain plasticity in response to external demands, which is confirmed by the latest discoveries in neuroscience. The outcomes of research on neuroplasticity is quoted here in support of the author's hypothesis that conscious and regular training, also called *deliberate practice*, may lead to stimulating neuroplasticity, thus leading to both better writing and improved cognitive performance.

Wstęp

Przedstawiony w tytule temat dotyka wielu obszarów, które są związane z czynnością tworzenia tekstów pisanych oraz ich skutkami nie tylko w odniesieniu do kompetencji tekstotwórczej, ale także w zakresie kognitywnych właściwości człowieka. Regularne pisanie ćwiczy umiejętność koncentracji i uwagi, kształtuje logiczne myślenie piszącego, a także może poprawić jego pamięć roboczą. Przywołane w artykule badania potwierdzają także pozytywny wpływ regularnego pisania na ogólną kompetencję komunikacyjną. W artykule przedstawione są strategie tworzenia tekstu pisanego i ich wpływ na zmniejszenie przeciążenia zasobów kognitywnych człowieka. Równocześnie wskazano na pozytywne implikacje przeciążenia kognitywnego, które w dłuższym okresie może prowadzić do pozytywnych efektów związanych ze zjawiskiem plastyczności mózgu ludzkiego. Impulsem do napisania tego artykułu było przekonanie, że kształcenie umiejętności pisania nie jest dostatecznie uwzględniane w praktyce akademickiej, mimo iż realia rynku pracy wskazują na rosnącą potrzebę posiadania takich umiejętności.

1. Od znaku do tekstu

Wśród wielu określeń definiujących gatunek ludzki, takich jak *homo sapiens*, *homo loquens*, *homo communicans*, znajduje się także określenie *homo symbolificus* oznaczające, że człowiek jest istotą posługującą się znakami, i należy traktować to jako szczególny wyróżnik gatunku ludzkiego. Podkreślał to zwłaszcza amerykański semiotyk Walker Percy (zob. J.E. Hardy 1987: 13)¹. Wraz z rozwojem cywilizacyjnym człowieka wytwarzane przez niego znaki przeszły ogromną ewolucję poczynając od hieroglifów, piktogramów i pisma klinowego do złożonych form tekstowych. Jednak w historii ludzkości pismo i język pisany nie liczą więcej niż ok. 6 tysięcy lat, w porównaniu więc z okresem ok. 50 tysięcy lat istnienia mowy ludzkiej, ten etap dziejów człowieka jest bardzo krótki. Mimo to wpływ pisma na organizację ludzkich społeczeństw jest powszechnie uznawany, pisze R. Harris (2014: 46). Początki pisma tworzyły warunki do rozwoju nauki w społeczeństwach zachodnich, inaczej natomiast odbywało się to w społeczeństwach Dalekiego Wschodu. Ciekawe uwagi na ten temat poczynili w swojej pracy G. i J. Hofstede (2002: 243). Twierdzą oni, że poszukiwanie praw i uogólnień, tak typowe dla cywilizacji zachodniej, nie jest typowe dla cywilizacji Dalekiego Wschodu, gdzie nie dążyło się do ujmowania otaczającej rzeczywistości w ramy praw i uogólnień, ani myślenia abstrakcyjnego. Utrzymują oni ponadto, że Chińczycy uczeni, pomimo wysokiego poziomu rozwoju nauki i cywilizacji chińskiej, nigdy nie odkryli niektórych praw fizyki (prawa Newtona), gdyż styl poznawczy w kulturze chińskiej nie jest nastawiony na ujmowanie otaczającej ich rzeczywistości w ramy praw i uogólnień. Ten brak skłonności do uogólnień jest również widoczny w piśmie chińskim. Składa się ono z ponad 5 tysięcy różnych znaków, z których każdy odpowiada sylabie. Języki zachodnie, rozbijając sylaby na litery, potrzebowały jedynie ok. 30 znaków.

Do niedawna uważano także, nawet w kręgach naukowych, iż tworzenie tekstów pisanych jest przeniesieniem mowy na formę graficzną znaków i jest czynnością wtórną wobec mowy. F. de Saussure uznawał pismo za coś gorszego i wtórnego w stosunku do języka i pisał, „że język i pismo to odrębne systemy znaków; jedyną racją bytu pisma jest to, że jest obrazem (reprezentuje) języka” (1961: 39).

Zagadnienia związane z kulturą pisma i tworzeniem tekstów pisanych były także, zarówno jako obszar badań w lingwistyce, jak i w dydaktyce języków obcych, podjęte później niż zagadnienie mowy i tworzenia tekstów ustnych. W dydaktyce języków obcych nadal przeważa prymat nauczania języka mówionego i nauczanie komunikatywne nad nauczaniem pisania w obcym języku. Zdaniem J. Iluka, powołującego się na wspomniane w jego artykule badania M. Wysockiej, taki stan rzeczy wynika m.in. z faktu, że studenci traktują zajęcia poświęcone pisaniu jako najmniej ważne i najmniej lubiane, zaś nauczyciele z różnych powodów przystają na to. Ponadto w życiu codziennym potrzeba języka mówionego jest znacznie większa niż języka pisanego (zob. J. Iluk 2012: 17). W rezultacie można przyjąć, twierdzi J. Iluk, że aktualny poziom umiejętności pisania studentów zarówno w języku ojczystym, jak i obcym stale się obniża. Potwierdzają to coraz liczniejsze publikacje w ogólnokrajowych dziennikach, jak również europejskie badania

¹ “Man is referred to as being preeminently the sign-using creature” (J.E. Hardy 1987: 14).

kompetencji językowych (ibidem). Jednak potrzeby i oczekiwania rynku pracy, zwłaszcza w obszarach specjalistycznych, nie maleją, lecz raczej wskazują na konieczność położenia większego nacisku na kształtowanie kompetencji studentów w tym zakresie.

Dlatego też wydaje się, że sztuka pisania, uważana niegdyś za wtórny wobec mowy, jest nawet w obecnej rzeczywistości internetowej cenną i potrzebną umiejętnością, stała się nawet wyznacznikiem poziomu kompetencji człowieka w wielu dziedzinach jego działalności. Trudno wyobrazić sobie działalność na przykład naukowca bez kompetencji w dziedzinie tworzenia tekstów, jest to swoisty *imperatyw kategoriyczny* wręcz warunkujący jego faktyczne istnienie w społeczności naukowców. Co więcej, efektywność pracy naukowej związana jest z tworzeniem nowych modeli, formuł symbolicznych, wzorów logiczno-matematycznych i akronimów, które umożliwiają reprezentowanie ścisłej, uporządkowanej i skondensowanej wiedzy naukowej w niewielkim fragmencie tekstu (zob. J.B. Łompię 2011: 30).

2. Właściwości (współczynniki) kognitywne człowieka

Samo pojęcie właściwości kognitywnych i procesów kognitywnych, a także ich rozumienie jest wciąż przedmiotem dyskusji wśród naukowców różnych dyscyplin. Przymiotnik „kognitywny” *sensu largo* odnosi się do wszelkich aspektów poznania i procesów poznawczych (zob. T. Krzeszowski 1997). J. Koziński (2000: 170) trafnie to rozwija mówiąc, że człowiek percypuje, przetwarza i interpretuje w mózgu, a następnie dzięki swej właściwości językowej wytwarza teksty ustne i pisane w interakcji z otoczeniem, kształtując to otoczenie i kulturę, a w rezultacie wytwarza także nową wiedzę w toku tego przetwarzania.

Jak jednak pisze T. Maruszewski, „nie ma akceptowanej przez wszystkich definicji procesów poznawczych, chociaż badacze potrafią odróżniać procesy poznawcze od innych procesów” (zob. T. Maruszewski 2001: 30). Na potrzeby naszych rozważań przyjmuję więc uproszczone założenie robocze, że procesy kognitywne (poznawcze) odnoszą się do przetwarzania w umyśle (mózgu) człowieka percypowanych przez niego danych, informacji i wiedzy.

Zdaję sobie sprawę z niedoskonałości tego sformułowania, gdyż ani wyrażenie *informacja*, ani wyrażenie *przetwarzanie* nie są jednoznaczne na tyle, aby nadawały się do stworzenia definicji. Piszę o tym szerzej w innym miejscu w kontekście wytwarzania wiedzy (zob. J.B. Łompię 2013). Natomiast w kwestii *wiedzy* odsyłam zainteresowanego czytelnika do najnowszej pracy S. Gruczy (2015), gdzie temat ten został wyczerpująco przedstawiony.

Przetwarzanie wspomnianych treści w umyśle człowieka można, jak sądzę, nazwać również pracą kognitywną, której jakość i intensywność warunkują najbardziej zapewne pożądany efekt kognitywny w postaci generowania wiedzy. Jest to możliwe dzięki możliwościom generatywnym ludzkiego mózgu, zwanego niekiedy układem poznawczym, który ma pewne wrodzone, ale na ogół możliwe do rozwijania dzięki pracy kognitywnej, właściwości poznawcze. Wśród nich psychologowie wyróżniają zwykle właściwości przedstawione na poniższym rysunku.



Rysunek 1. Właściwości kognitywne według T. Maruszewskiego (2001)

Powyższy schemat jest daleko idącym uproszczeniem, gdyż przedstawia pojęcia, które same w sobie stanowią ogromne obszary wiedzy zgłębiane przez wiele dyscyplin naukowych i które są wciąż dyskusyjne oraz dalekie od ostatecznego ich zbadania. Jednocześnie schemat ten nie ujmuje wszystkich pojęć odnoszących się, zdaniem wielu naukowców, do właściwości kognitywnych człowieka, w tym zwłaszcza nie ujmuje języka. Brakuje także w tym schemacie emocji – procesy emocjonalne nie występują w izolacji od procesów poznawczych, jak stwierdził T. Maruszewski w przedmowie do swojej *Psychologii poznania* (2001).

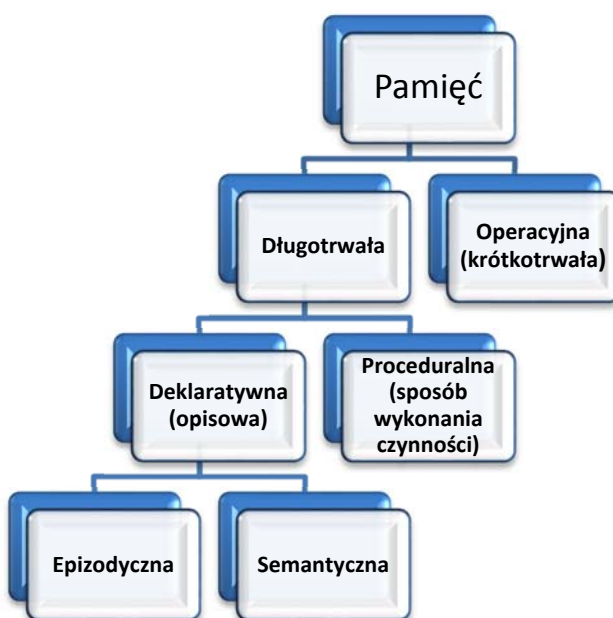
Samo myślenie obejmuje wiele różnorodnych procesów, takich jak: planowanie, przewidywanie, projektowanie, odkrywanie, ocenianie, rozumienie czy wnioskowanie (zob. J. Koziński 1992: 92). Ciekawe jest, że w wydaniu blisko tysięcznicowej encyklopedii nauk kognitywnych MIT z roku 1999 nie ma jeszcze hasła *myślenie*, jest natomiast hasło *język i myśl* poświęcone w istocie procesowi myślenia, a tym samym próbie odpowiedzi na pytanie, czy jest możliwe myślenie bez języka. Generalnie zagadnienie myślenia u istot bezlektalnych ludzkich i zwierzęcych, które demonstrują pewne przejawy procesów myślowych, fascynuje wielu naukowców anglosaskich. Podają oni zaobserwowane przykłady takiego myślenia, ale jak słusznie komentuje to Maruszewski (2001: 338), są to proste procesy myślowe. Z tego też powodu, jak sądzę, te proste procesy myślowe nie doprowadziły do wykształcenia porównywalnej z ludzką cywilizacji na przykład szympanów.

Inną fascynującą właściwością kognitywną człowieka jest pamięć. Jest ona przecież podstawą myślenia, wnioskowania, łączenia spostrzeganych zdarzeń, a więc także i organizowania wiedzy naukowej (zob. A. Falkowski 2004: 108). Jednak dotychczasowe badania nad pamięcią prowadzą, zdaniem A. Falkowskiego, do paradoksalnych wniosków. Píše on mianowicie, że paradoks tego procesu coraz lepszego poznawania rzeczywistości (czyli zjawiska pamięci) polega na tym, że dochodzimy do wniosku, iż w naszym poznaniu wcale się do tej rzeczywistości nie zbliżamy (ibidem).

Z kolei zdaniem T. Maruszewskiego, rozwój teorii, jaki obserwujemy obecnie, przebiega na poziomie tworzenia licznych mikroteorii i mikroparadygmatów pozostających w izolacji wobec siebie (zob. T. Maruszewski 2001: 24).

Nadal funkcjonuje tradycyjny i w zasadzie niezmieniony od lat podział rodzajów pamięci przedstawiony na poniższym rysunku. Najnowsze badania nad pamięcią doprowadziły jednak do wysunięcia nowych hipotez zwłaszcza w odniesieniu do pamięci zwanej początkowo krótkotrwałą, a następnie operacyjną, której przypisuje się zdolność do operowania lub manipulowania informacją, a nie tylko zdolność do jej przechowywania.

Badania te zmieniają zasadniczo dotychczasowy paradygmat funkcjonowania pamięci człowieka, gdyż przypisują pamięci operacyjnej funkcje typowe dla myślenia i rozwiązywania problemów (zob. E. Nęcka 2009: 15). Pamięć operacyjna, zwana obecnie pamięcią roboczą, została uznana za ważny czynnik rozwoju poznawczego, który ma być silnie powiązany także ze zrozumieniem, odbiorem i przetwarzaniem tekstu (ibidem), a także z przetwarzaniem tekstu w toku pracy nad nim.

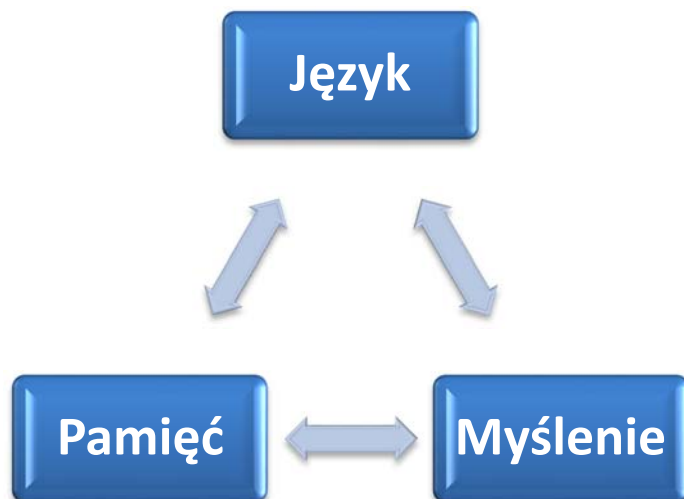


Rysunek 2. Podział rodzajów pamięci (za: A. Rajewska-Rager/ J. Rybakowski 2006: 106)

3. *Scribere est cogitare*

Pisanie to nie tylko stukanie w klawiaturę czy też przyciskanie długopisu do skrawka papieru. Pisanie to przede wszystkim myślenie, a więc czynność kognitywna, chociaż wymaga ona również opanowania towarzyszących temu umiejętności wzrokowo-prze-strzennych i ruchowych. Czynność tworzenia tekstu pisanego należy zaliczyć do najbardziej złożonych czynności kognitywnych, w trakcie której uruchamiane są procesy kognitywne na wielu poziomach tworzenia i organizacji tekstu. Nie są to procesy linearne, chociaż sam tekst jest lub raczej powinien taki być. Są to właściwie procesy rekursywne, których jednak nie da się zaobserwować i tylko neuroobrazowanie mózgu może nam wskazać, czy procesy te zachodzą i w których fragmentach mózgu, ale są to jedynie procesy fizykochemiczne. Żadnego też wglądu w ich treść nie możemy uzyskać.

Pierwsze badania nad aspektami kognitywnymi tworzenia tekstu pisanego przypisywane są parze naukowców amerykańskich J.R. Hayes i L.S. Flower (1980) i są oni także uważani za pierwszych naukowców, którzy podjęli systematyczne i szeroko zakrojone badania nad tym zagadnieniem. Zaproponowany przez nich podział procesu pisania tekstu na trzy główne etapy, tj. etap wstępny (pre-writing), etap pisania tekstu oraz etap weryfikacji i korekty z różnymi modyfikacjami przetrwał do dnia dzisiejszego. Każdy z tych głównych etapów składa się z wielu fragmentów i podetapów. Na każdym zaś etapie, jak już wspomniałem, piszący nieustannie powraca do poprzedniego etapu lub etapów swojego pisania. Na każdym też etapie przebiegają procesy kognitywne z udziałem pamięci, myślenia i innych czynności przetwarzania mentalnego treści w umyśle piszącego. Badaczem, który wniósł wiele cennych przemyśleń na temat kognitywnych aspektów pisania, jest również R.T. Kellogg. Do podstawowych właściwości kognitywnych człowieka uczestniczących w procesie pisania należy, jego zdaniem, zaliczyć triadę przedstawioną na poniższym rysunku, a mianowicie język, pamięć i myślenie.



Rysunek 3. Triada podstawowych właściwości człowieka uczestniczących w procesie pisania wg R.T. Kellogga (1994, 2006)

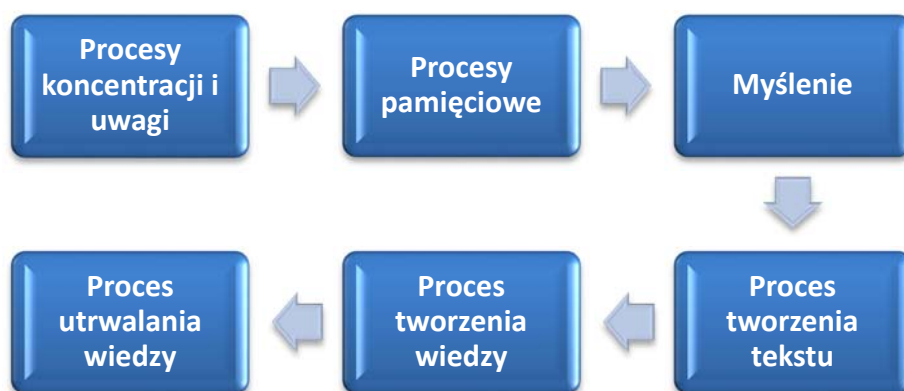
Triada ta wskazuje także na trzy przynajmniej pary relacji:

1. Język a myślenie oraz myślenie a język (język ↔ myślenie);
2. Język a pamięć oraz pamięć a język (język ↔ pamięć);
3. Pamięć a myślenie oraz myślenie a pamięć (pamięć ↔ myślenie).

Żeby sprowadzić te relacje do pojęć porównywalnych, należy traktować język jako działanie czyli czynność użycia języka, zaś pamięć także jako czynność wydobywania z zasobów pamięci. Sądzę, że relacje przedstawione w punkcie pierwszym, budzą i budziły dotychczas największe chyba zainteresowanie filozofów, lingwistów, psychologów i przedstawicieli innych dyscyplin. Baczny obserwator dyskusji naukowych na różnych forach nie mógł przeoczyć pewnych publikacji, w tym wydanej w roku 2009 monografii

A. Guta pt. „O relacji między myślą a językiem. Studium krytyczne stanowisk utożsamiających myśl z językiem” oraz krytycznych refleksji S. Gruczy na ten temat zamieszczonych w *Lingwistyce Stosowanej* nr 5 z 2012 r. Obszerne uwagi S. Gruczy przekonująco rekapitulują relacje wzajemne języka i myślenia. W tym miejscu przypomnę jedynie stwierdzenie (zob. S. Grucza 2012: 193), które ma bezpośredni związek z tematem niniejszego artykułu, a mianowicie, że A. Gut ogranicza się do analizy jedynie wypowiedzi ustnych, pomijając wypowiedzi pisemne, co dodatkowo potwierdza moje wcześniejsze uwagi o prymacie badań nad językiem ustnym.

Powracając do wspomnianej triady, wydaje się, że można ją rozwinąć i uszczegółwić, biorąc pod uwagę dodatkowe istotne aspekty kognitywne procesu pisania i przedstawiając je na poniższym rysunku.



Rysunek 4. Procesy kognitywne zachodzące w trakcie pisania

Oczywiście powyższy schemat także jest uproszczeniem, które pomija ogromną ilość szczegółowych czynności i procesów kognitywnych przebiegających w trakcie tworzenia tekstu. Czynności te polegają m.in. na porządkowaniu, kategoryzacji i hierarchizacji zebranych przez piszącego informacji, które należy w tekście pogrupować według określonych kryteriów, przeprowadzić wnioskowanie i opisać oraz uogólnić przy użyciu wydobywanych z pamięci jednostek leksykalnych, zwrotów i wzorców tekstowych odpowiednich dla danego gatunku tekstu pisanego. Jest to zadanie trudne i przekraczające możliwości nowicjuszy w tej dziedzinie, które powoduje nawet u doświadczonych twórców tekstów zjawisko zwane przeciążeniem kognitywnym (*cognitive overload*), które może prowadzić do zablokowania procesów kognitywnych u piszącego (*writer's block*). Przeciążenie kognitywne jest zjawiskiem, z którym w różny sposób próbuje się walczyć, stosując m.in. strategie pisania przedstawione w następnej części artykułu. Przeciążenie kognitywne ma jednak swoją zaletę polegającą na stymulowaniu zmian w plastyczności mózgu, które wiążą się ze względnie trwałym zwiększeniem potencjału kognitywnego u osób stosujących regularny i przemyślany trening (tzw. *deliberate practice*), o czym także będzie mowa w następnej części artykułu.

4. Strategie tworzenia tekstu pisanego i ich efekty poznawcze

Chociaż wytworzenie tekstu jest głównym celem piszącego, to niejako skutkiem ubocznym regularnych ćwiczeń w pisaniu mogą być efekty kognitywne w postaci wzrostu potencjału kognitywnego, zasobów i struktury wiedzy jednostki oraz umiejętności pisania i logicznego przetwarzania wiedzy własnej na potrzeby pisanego tekstu. Wyższy jest też poziom kompetencji komunikacyjnej takiej osoby i to nie tylko w zakresie komunikacji pisemnej, ale także w zakresie produkowania tekstów ustnych (zob. J. Iluk 2012).

Większość naukowców formułuje jednak obawy o skutki negatywne przeciążenia kognitywnego w postaci nadmiernego obciążenia pamięci roboczej i uwagi osób piszących, co wynika z faktu rozproszenia tych zasobów kognitywnych na wiele płaszczyzn działania, takich jak wspomniane już poszukiwanie odpowiednich wyrazów w leksykonie mentalnym i nadawanie im odpowiednich form gramatycznych, przestrzeganie zasad ortograficznych i interpunkcyjnych, tworzenie zdań, przestrzeganie zasad koherencji, wyrażanie relacji logicznych i innych. W efekcie obserwuje się znaczny spadek efektywności poszczególnych tych procesów, czego skutkiem są różnego rodzaju błędy i usterki tekstowe. Im więcej z zasobów właściwości kognitywnych, a także potencjału energii piszącego zużywa się dla jednego aspektu np.: generowania treści, przeszukania leksykonu mentalnego, zapisu ortograficznego, formy gramatycznej, szyku wyrazów itp., tym mniej ich pozostaje dla wykonywania pozostałych operacji mentalnych (zob. J. Iluk 2012).

Najczęstszą metodą radzenia sobie z tymi problemami jest podzielenie procesu pisania na fragmenty lub etapy oraz poddanie obróbce myślowej tych niewielkich fragmentów tekstu, co umożliwia zmniejszenie przeciążenia naszego układu kognitywnego. Etapy lub fazy takiego postępowania są zwykle następujące:

1. Faza przygotowań, w tym studiowanie źródeł i sporządzanie notatek;
2. Faza organizowania zgromadzonego materiału;
3. Faza tworzenia projektu lub projektów;
4. Faza korekty i redakcji;
5. Faza sporządzania wersji ostatecznej.

R.T. Kellog (1994) przeprowadza szczegółową analizę różnych sposobów i strategii tworzenia tekstu na każdym etapie pisania, podsumowując także badania innych naukowców nad pisaniem, w tym badania prowadzone przez L. Bridwell-Bowles, P. Johnson i S. Brehe. Dokonali oni ogólnego podziału piszących na dwie kategorie, a mianowicie na *odkrywców* (discoverers) i *wykonawców* (executors). Wiąże się z to z biegunowo odmiennym podejściem przedstawicieli tych dwóch kategorii do czynności pisania, a konkretnie do etapu pisania wstępnego (pre-writing). *Odkrywcy* z reguły bez wstępnych przygotowań przystępowali do pisania pierwszej wersji tekstu, aby dopiero w trakcie pisania odkryć, o czym powinni pisać. *Wykonawcy* natomiast długo zwlekali z rozpoczęciem pisania, starając się do niego przygotować, m.in. pisząc szczegółowy plan i gdy przystąpili wreszcie do pisania, był to proces cyzelowania i polerowania każdego zdania i fragmentu tekstu, aby tekst ten był tak perfekcyjny, jak to tylko możliwe. Naturalnie wielu piszących reprezentowało podejścia pośrednie pomiędzy *odkrywcami* i *wykonawcami*. W podejściu *odkrywców* R.T. Kellogg zaobserwował m.in. stosowanie technik typowych dla metody *freewriting* oraz *flow*, o których krótko wspomnę poniżej.

Metoda *freewriting*, czyli swobodne pisanie (J. Wrycza-Bekier (2011) nazywa tę metodę automatycznym pisanem), ma na celu rozruszanie naszego aparatu kognitywnego, rozpisanie się i doprowadzenie do swobodnej ekspresji na piśmie, która zwerbalizuje i rozwinie niejasne jeszcze koncepcje drzemiące w naszym umyśle, a nawet doprowadzi do odkrycia nowych koncepcji lub pomysłów. Twórca koncepcji *freewriting*, amerykański naukowiec P. Elbow (1998), podkreśla, że tajemnicą sukcesu swobodnego pisania jest całkowite wyłączenie wewnętrznej autocenzury, która blokuje piszącego. Ta autocenzura angażuje nasz system kognitywny, który staje się tak często przeładowany i niezdolny do twórczego funkcjonowania. Uwolnienie się od autocenzury jest kluczowe dla uwolnienia naszego potencjału kreatywnego podczas pisania. Podstawowe zasady *freewriting* są następujące:

1. Ustalić czas pisania – na początek może to być 5–10 min.
2. Zapewnić sobie warunki, w których przez ten czas nic nie będzie przeszkadzać.
3. Pisać szybko na określony z góry temat niemal nie odrywając pióra od kartki lub nie zdejmując dłoni z klawiatury, bez żadnych przerw w pisaniu.
4. Nie zważać na formę i styl oraz nie przejmować się poprawnością językową tekstu, ani nie dokonywać żadnych poprawek w toku pisania (zob. P. Elbow 1998).

Francuski naukowiec-pedagog, Celestyn Freinet, opracował podobną metodę zwaną techniką swobodnych tekstów, którą traktował jako metodę autoekspresji na piśmie oraz sposób pobudzania rozwoju i myślenia twórczego. Ponadto traktował on swobodne pisanie jako technikę utrwalania i pogłębiania wiedzy. Autorka monografii o nim, W. Frankiewicz, przytacza w związku z tym pogląd C. Freineta, że „rzeczywiste przyswajanie wiedzy i umiejętności następuje wówczas, gdy próbujemy coś wytwarzać – wtedy nasza wiedza staje się operatywna” (1983: 67).

Metoda *flow* została opracowana przez amerykańskiego psychologa pochodzenia węgierskiego M. Csikszentmihalyi (1990/2008), według którego *flow* oznacza stan uniesienia graniczący z euforią, wywołany całkowitym oddaniem się jakiejś czynności. Stan koncentracji uwagi jest tak ogromny, że wpadamy wtedy w trans, tracimy poczucie czasu i miejsca. Jest to proces totalnego zanurzenia w wykonywanej czynności, która odnosi się nie tylko do pisania, ale która pochłania nas całkowicie i bez reszty. Jest to również doświadczenie autoteliczne – sama działalność jest nagrodą, a wysoki poziom emocji sprzyja procesom kognitywnym w umyśle doświadczającego tego stanu uniesienia.

Wśród podejść polskich naukowców do problematyki tworzenia tekstu warto przytoczyć w tym kontekście opinię Ł. Afeltowicza, który zwraca uwagę na odmienne podejście do tworzenia tekstu w naukach humanistycznych i w naukach ścisłych. Twierdzi on mianowicie, że:

1. W przypadku pisania tekstów humanistycznych praca koncepcyjna na ogół nie jest zakończona, gdy badacz przystępuje do pisania. Pisanie zaczyna się zwykle od spisania rozproszonych uwag i obserwacji. Tekst może rozwinąć się w nieoczekiwanym momencie, mogą zostać odkryte nowe interpretacje w trakcie werbalizowania myśli i artykułowania tekstu. Dzięki pisaniu humanista kształtuje i rozwija własne pomysły. Jest to rodzaj negocjowania z własnym tekstem (zob. Ł. Afeltowicz 2012: 442). Rozproszona sieć koncepcji jest porządkowana, organizowana i nadal rozwijana w trakcie pracy nad tekstem.

2. W przypadku nauk ścisłych naukowiec przystępujący do pisania tekstu ma już na ogół ukończoną koncepcję tez, które w tekście zamierza przedstawić. Posiada zwartą sieć koncepcji, które stara się na ogół bez większych zmian przełożyć na tekst (ibidem).

Powracając do zjawiska przeciążenia kognitywnego, sądzę, że warto spojrzeć na to zjawisko nie tylko jak na coś negatywnego, co przynosi zniechęcenie i uniki ze strony studentów (zob. J. Iluk 2012) i zdaniem wielu należy wszelkimi sposobami przeciążenie to zmniejszać. Otóż przeciążenie kognitywne ma także swoje dobre strony i pozytywne skutki, o ile będzie miało miejsce regularnie i w sposób przemyślany, czyli według zasad tzw. *deliberate practice*, o których pisałem w poprzednim numerze „Lingwistyki Stosowanej”. Zasady te, opracowane przez amerykańskiego psychologa K.A. Ericssona, w największym skrócie sprowadzają się do tego, aby poświęcać ćwiczeniom czas możliwie codziennie w sposób przemyślany i z intensywnością możliwie najbliższą swojej maksymalnej granicy możliwości, co oznacza regularne przeciążanie swojego systemu kognitywnego. Taka maksymalna intensywność pracy nie tylko ułatwia osiągnięcie stanu *flow*, ale także, praktykowana regularnie, przyczynia się do zwiększenia pamięci roboczej (zob. K. Klein/ A. Boals 2001) oraz stymuluje zmiany w plastyczności mózgu odzwierciedlające przyrost naszego potencjału kognitywnego (zob. E.A. Maguire et al. 2001).

Najbardziej chyba znane są właśnie badania zespołu naukowców z londyńskiego instytutu neurologii kognitywnej na temat plastyczności mózgow londyńskich taksówkarzy (zob. E.A. Maguire et al. 2001). Wykazali oni, że u taksówkarza londyńskiego, który stale musi rozwijać znajomość bardzo złożonej mapy przestrzennej, nazw ulic i dzielnic (a więc także leksyki specjalistycznej taksówkarzy) tej metropolii, hipokamp jest większy niż u przeciętnego londyńczyka, a ta różnica zwiększa się wraz z długością stażu zawodowego. Przeciążenie kognitywne służy więc zwiększeniu plastyczności mózgu, tworzeniu się nowych neuronów i zwiększeniu potencjału kognitywnego.

Tworzenie tekstów pisanych również, jak sądzę, podlega podobnym regułom, chociaż nie zostało to jeszcze naukowo udowodnione. Pierwsze doniesienia są natomiast o tym, że pisanie ręczne ma bardziej pozytywny wpływ na nasz mózg niż korzystanie z laptopa lub komputera (zob. O. Woźniak 2014). Przekształcenie myśli czy idei w znak graficzny, którego zapisanie wymaga od nas uwagi i fizycznego wysiłku, sprawia, że lepiej zapada nam ona w pamięć. Badania osób piszących na laptopie lub komputerze w porównaniu do osób piszącymi odręcznie potwierdziły tę tezę: pamiętali oni mniej z tego, co zapisali, a jeśli już coś zapamiętali, to znajdowało się to w ich pamięci o wiele krócej. Do tego gorzej im szło uczenie się w ogóle (ibidem).

Ciekawe uwagi w tym kontekście wypowiada Virginia Woolf, która tak pisała we fragmencie swej powieści *Orlando*: „Wydaje się bowiem [...] że piszemy nie palcami, lecz całą swą osobą. Nerw, który zawiaduje piórem, okręca się wokół każdego włókna naszej istoty, przewleka przez serce, przenika wątrobę”².

² “We write, not with the fingers, but with the whole person. The nerve which controls the pen winds itself about every fibre of our being, threads the heart, pierces the liver” (V. Woolf, *Orlando*, tłum. T. Bieroń).

Lektury na te tematy zainspirowały mnie do pewnej próby eksperymentu dotyczącego przydatności techniki *freewriting* w przygotowaniach wstępnych do napisania pracy magisterskiej. Eksperymentem objęto w ciągu jednego semestru grupę 23 studentów pierwszego roku studiów magisterskich na proseminarium przygotowującym do napisania pracy magisterskiej. Celem eksperymentu było sprawdzenie przydatności metody *freewriting* w procesie dokonywania wyboru tematu pracy magisterskiej. Studenci zostali poinformowani o metodzie *freewriting* i na dwóch zajęciach poświęcili dwa razy po 15 min. na pisanie własne zgodnie z tą metodą. Ponadto wymogiem zaliczenia zajęć było złożenie na piśmie wstępu do pracy według wskazówek przedstawionych studentom na piśmie i omówionych na zajęciach. Próba ta nie jest oczywiście podstawą do wyciągania żadnych wniosków naukowych, ale fakt, że niemal wszystkie osoby (22 spośród 23) złożyły przemyślane propozycje tematów oraz złożyły także kilkustronicowe propozycje wstępu do pracy, jest wynikiem tak dobrym, jakiego w poprzednich latach jeszcze nie było.

5. Uwagi końcowe

Kognitywne skutki procesu pisania są bezsprzecznie znacznie większe i znacznie bardziej złożone od tych, które udało się zasygnalizować w tym artykule. Niezbędne są dalsze badania, w tym także eksperymenty badawcze, które pozwolą zgłębić lepiej i dokładniej proces tworzenia tekstu oraz techniki, które ten proces mogą usprawnić i ulepszyć. Jak wynika z przytaczanej w artykule literatury, badania prowadzone nad kognitywnymi skutkami pisania pozwoliły do tej pory wyodrębnić wśród nich następujące efekty:

- efekt odkrycia;
- efekt przyrostu pamięci roboczej;
- efekt przyrostu umiejętności skupienia, koncentracji i uwagi;
- efekt transformacji i przyrostu wiedzy;
- efekt przyrostu kompetencji komunikacyjnej tak ustnej, jak i pisemnej.

Wymienione skutki kognitywne procesu pisania, jak również wymagania rynku pracy dotyczące kompetencji absolwentów w zakresie tworzenia tekstów pisanych są, jak sądzę, wystarczającym powodem do rozważenia takich zmian w programach, które będą w większym niż dotychczas stopniu kształtować kompetencję studentów w zakresie tworzenia tekstów pisanych.

Bibliografia

- Afeltowicz, Ł. (2012), *Modele, artefakty, kolektywy*. Toruń.
- Csikszentmihalyi, M. (1990/2008), *Flow. The Psychology of Optimal Experience*. New York.
- Elbow, P. (1998), *Writing Without Teachers*. New York, Oxford.
- Falkowski, A. (2004), *Pamięć i wiedza w kontekście rozwoju poznania naukowego*, (w:) *Nauka 2*, 105–124.

- Flower, L./ J.R. Hayes (1980), *Identifying the organization of writing processes*, (w:) L.W. Gregg/ E. R. Steinberg (red.), *Cognitive processes in writing*. Hillsdale, New Jersey, 3–30.
- Flower, L./ J.R. Hayes (1981), *A Cognitive Process Theory of Writing*, (w:) *College Composition and Communication* 32/4, 365–387.
- Frankiewicz, W. (1983), *Technika swobodnych tekstów jako metoda kształcenia myślenia twórczego*. Warszawa.
- Grucza, F. (2002), *Języki specjalistyczne – indykatory i/lub determinanty rozwoju cywilizacyjnego*, (w:) J. Lewandowski (red.), *Języki specjalistyczne: Problemy technolingwistyki* 2, 1–26.
- Grucza, S. 2012, *Język a myślenie. Kilka krytycznych refleksji*, (w:) *Lingwistyka Stosowana* 5, 154–173.
- Grucza, S. (2013), *Od lingwistyki tekstu do lingwistyki tekstu specjalistycznego*. Warszawa.
- Grucza, S. (2015), *Języki jako instrumenty predykcji wiedzy przyszłości*, (w:) A. Duszak/ A. Jopek-Bosiacka/ G. Kowalski (red.), *Tekst naukowy i jego przekład*. Kraków, 53–78.
- Gut, A. (2009), *O relacji między myślą a językiem. Studium krytyczne stanowisk utożsamiających myśl z językiem*. Lublin.
- Hardy, J.E. (1987), *The Fiction of Walker Percy*, Champaign/Illinois.
- Harris, R. (2014), *Racjonalność i umysł piśmienny*. Warszawa.
- Hofstede, G./ G.J. Hofstede (2002), *Kultury i organizacje. Zaprogramowanie umysłu*. Warszawa.
- Iluk, J. (2012), *Systematyczne pisanie. Jak wpływa na kompetencję komunikacyjną w języku obcym?* (w:) *Języki Obce w Szkole* 4, 17–25.
- Kellogg, R.T. (1988), *Attentional overload and writing performance: Effects of rough draft and outline strategies*, (w:) *Journal of Experimental Psychology: Learning, Memory, and Cognition* 14(2), 355–365.
- Kellogg, R.T. (1994), *The Psychology of Writing*. New York.
- Kellogg, R.T. (2006), *Professional Writing Expertise*, (w:) K.A. Ericsson et al. (red.), *The Cambridge Handbook of Expertise and Expert Performance*. New York, 389–402.
- Klein, K./ A. Boals (2001), *Expressive writing can increase working memory capacity*, (w:) *Journal of Experimental Psychology* 130(3), 520–533.
- Kozielecki, J. (1992), *Myślenie i rozwiązywanie problemów*, (w:) A. Grabowska/ W. Buhodorska/ J. Kozielecki (red.), *Percepcja, myślenie, decyzje*. Warszawa, 91–154.
- Kozielecki, J. (2000), *Koncepcje psychologiczne człowieka*. Warszawa.
- Krzyszowski, T. (1997), *O znaczeniu przymiotnika „kognitywny”*, (w:) M. Dakowska/ F. Grucza (red.), *Podejścia kognitywne w lingwistyce, translatoryce i glottodydaktyce*. Warszawa, 23–32.
- Łompięś, J.B. (2011), *W kwestii skuteczności języków wiedzy*, (w:) W. Zmarzer (red.), *Języki wiedzy*. Warszawa, 21–43.
- Łompięś, J.B. (2013), *Raport spółki giełdowej. Studium pragmalingwistyczne*. Warszawa.
- Łompięś, J.B. (2015), *In Pursuit of Business Excellence*, (w:) *Lingwistyka Stosowana* 13, 31–42.

- Maruszewski, T. (2001), *Psychologia poznania. Sposoby rozumienia siebie i świata*. Warszawa.
- Maguire, E.A. et al. (2000), *Navigation-related structural change in the hippocampi of taxi drivers*, (w:) The Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America 97/8, 4398–4403.
- Nęcka, E. (2009), *Pamięć robocza. Wprowadzenie*, (w:) K. Piotrowski/ Z. Stettner (red.), *Pamięć robocza*. Warszawa, 11-24.
- Rajewska-Rager, A./ J. Rybakowski (2006), *Współczesne modele pamięci w aspekcie neurobiologicznym i klinicznym*, (w:) *Postępy Psychiatrii i Neurologii* 15(2), 105–110.
- Saussure, F. de (1961), *Kurs językoznawstwa ogólnego*. Warszawa.
- Wilson, R.A./ F.C. Keil (red.) (1999), *The MIT Encyclopedia of the Cognitive Sciences*. Cambridge, Massachusetts.
- Woolf, V., *Orlando*, (URL <http://ebooks.adelaide.edu.au/w/woolf/virginia/w91o/chapter5.html>). [Pobrano 30.06.2015].
- Woźniak, O. (2014), *Laptop wyłącza mózg, czyli co tracimy, porzucając ręczne pisanie*, (URL http://wyborcza.pl/1,75400,16139130,Laptop_wylacza_mozg_czyli_co_tracimy_porzucajac.html#ixzz3VxGn76fC). [Pobrano 12.06.2014].
- Wrycza-Bekier, J. (2011), *Kreatywna praca dyplomowa*. Gliwice.

Jan SIKORA
Uniwersytet Gdański

Gramatyka żądania. Uwagi na temat struktury wyrażen zawierających żądania

Abstract:

The grammar of demand. Notes on the structure of expressions containing demands

The theme of the article is a description of possibilities of articulating a directive speech act. The author makes the form of expressing a DEMAND conditional on non-linguistic relationships between participants of a communication act. Based on the degree of interlocutors' interdependence the form of a DEMAND may be the one of superiority, subordination or symmetry. The article describes various forms of verbalizing DEMANDS depending on relationships between a speaker and a listener as well as the ability of interpreting the directive speech act by the speaker and the listener.

Wstęp

W komunikacji językowej występują wyrażenia, które mają skłonić adresata do danego działania, określane w teorii aktów mowy mianem aktów dyrektywnych.

W literaturze przedmiotu stosowano rozmaite kryteria dla wyodrębnienia podtypów ŻĄDANIA. Inspirację do niniejszych rozważań stanowi dysertacja G. Hindelanga pt. „Auffordern” [„Żądania”] z 1978 r., w której autor sklasyfikował dyrektywne akty mowy w oparciu o kryteria motywacji uczestników aktu komunikacyjnego oraz pozajęzykowe aspekty, takie jak status, wzajemna hierarchia mówiących, jak również w oparciu o pokrewne kryteria, jak uprzejmość, sympatia, zaufanie, różnice wiekowe. Klasyfikacja Hindelanga obejmuje podział na akty dyrektywne wiążące i niewiążące, w zależności od tego, czy adresat czuje się zobowiązany spełnić wyrażoną w akcie dyrektywnym czynność, czy też nie czuje się do tego zobowiązany. W grupie aktów wiążących wyróżnia akty legalne oraz nielegalne, w zależności od tego, czy mówca występuje w prawnie usankcjonowanym stosunku wobec adresata, jak np. w relacji urzędnik/ petent, wzgl. policjant/ obywatel lub pracodawca/ pracobiorca, czy też mówca działa nielegalnie, np. porywacz/ napastnik wobec swojej ofiary (zob. G. Hindelang 1978:124 i nast.).

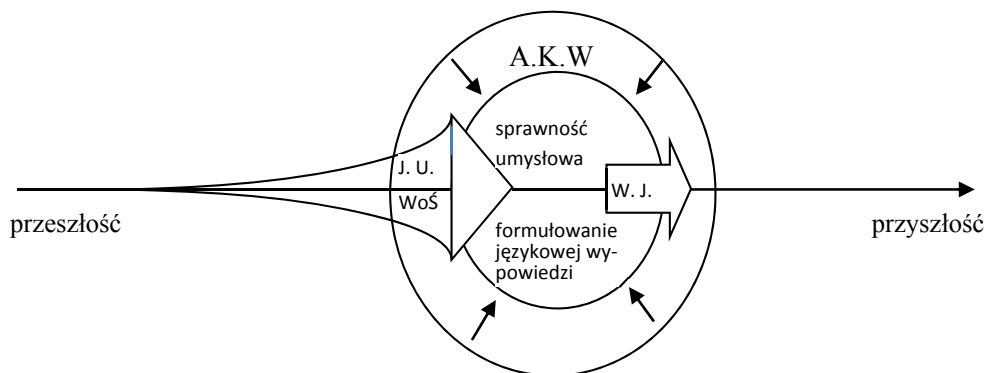
Ze względu na formę można mówić o aktach bezpośrednich (NAKAZ) lub pośrednich (SUGESTIA), zaś ze względu na oczekiwane efekty wyłania się kolejny podział na dyrektywne akty zorientowane na mówiącego bądź partnera/ adresata wypowiedzi. Do pierw-

szej grupy można zaliczyć ZLECENIE, którego wykonanie przez słuchacza przynosi korzyści mówiącemu, zaś do drugiej grupy PORADĘ, której wykonanie niesie korzyści słuchaczowi, np. wizyta u lekarza, w banku itp.

W doborze środków słownych szczególną rolę odgrywają takie czynniki jak:

- nabyta przez mówiącego ogólna wiedza o świecie,
- stopień rozwinięcia kompetencji językowych,
- stopień zdolności przetwarzania pojęć myślowych,
- wzajemne relacje między uczestnikami aktu komunikacji,
- ramy czasowo-przestrzenne realizacji aktu mownego (kontekst sytuacyjny).

Model wypowiedzi językowej, jaki zaprezentowałem w artykule „Zum Forschungsstand der polnischen Textlinguistik” [Uwagi nt. stanu polskiej tekstologii] opublikowanym w 6. tomie „Lingwistyki Stosowanej” w 2012 r., obejmuje wyżej wymienione czynniki mające pośredni oraz bezpośredni wpływ na formę wypowiedzi. Niebagatelną rolę odgrywa tutaj aktualny kontekst wypowiedzi, a więc uwarunkowania przestrzenno-czasowe, w których generowana jest wypowiedź językowa.



Ryswpgm1. Model wypowiedzi językowej

(A.K.W. = aktualny kontekst wypowiedzi; J.U. = językowe umiejętności;
WoŚ. = wiedza o świecie; W.J. = wypowiedź językowa; Strzałki = bodźce zmysłowe)

1. Relacje uczestników komunikacji

Hindelang wspomina o możliwych relacjach między mówiącymi, nie wskazując na przejrzystą strukturę tych relacji. Można sprowadzić je do następujących trzech możliwości.

- $M_1 \Rightarrow S_2$, (relacja zwierzchności)
- $M_1 \Rightarrow S_2$ (relacja podległości)
- $M_1 \Rightarrow S_2$ (relacja symetrii)

W zestawieniu skrót M oznacza mówiącego, S słuchacza, zaś tłusty druk wskazuje na osobę stojącą w hierarchii nad rozmówcą i na wynikający z tej relacji rozmaity status społeczno-zawodowy uczestników aktu komunikacji. W ocenie typu aktu illokucji rodzaj stosunku mówiących wobec siebie odgrywa decydującą rolę. Wynika to z antropocentrycznej teorii języka, stanowiącej podstawę niniejszych rozważań, która postrzega akt mowny jako indywidualne wydarzenie między konkretnymi mówcami w konkretnej

sytuacji. Komunikatywna funkcja wyrażen językowych nie nosi konwencjonalnego, z góry ustalonego charakteru, lecz raczej wynika ze współgrania konkretnych uczestników komunikacji oraz sytuacji, które w pragmatycznej analizie wypowiedzi muszą być brane pod uwagę.

Analiza społecznej pozycji uczestników komunikacji i okoliczności towarzyszących wypowiedzeniu aktu mownego determinuje, moim zdaniem, decyzje mówcy i słuchacza co do wyboru językowych, jak i pozajęzykowych działań oraz odpowiednich do sytuacji środków językowych. Niemalą rolę odgrywa tutaj stopień determinacji mówcy związanej z nakłonieniem słuchacza do podjęcia aktywności określonej w danej wypowiedzi o charakterze dyrektywu, jak również stopień zależności między uczestnikami aktu komunikacji. W organizacjach o silnie wykształconej hierarchii dominują bezpośrednie akty mowne, zmuszające adresatów do wykonania określonych w dyrektywie czynności. W relacjach symetrycznych dominują pośrednie akty mowne nakłaniające adresata do podjęcia określonej czynności.

2. Charakterystyka wybranych aktów mownych

Klasyfikacja aktów mownych występująca w literaturze przedmiotu nie jest jednorodna i bazuje na różnych kryteriach (zob. D. Wunderlich 1976: 77, E. Weigand 2003: 98 i nast., P. v. Polenz 1988: 207, U. Engel³1994: 229, K. Wagner 2001: 107, E. Tomiczek 1999: 41 i inni). Jak na wstępie zasygnalizowałem, w niniejszych rozważaniach opieram się na taksonomii G. Hindelanga i opisuję środki językowe zawarte w wiążących żądaniach typu POLECENIE (Weisung) oraz ZLECENIE (Auftrag), jak również niewiązących dyrektywach typu RADA (Ratschlag) i PROŚBA (Bitte).

(a) POLECENIE należy według Hindelanga do dyrektywów wiążących, występujących w relacjach zawodowych w organizacjach o ukształtowanej hierarchii między przełożonymi a podwładnymi. Realizowane jest przeważnie w relacji zwierzchności mówiącego względem słuchacza, przy czym spełnienie określonej w dyrektywie czynności przez słuchacza ma charakter obligatoryjny.

Przykłady:

- (1) Proszę skopiować ten list trzy razy!
- (2) Skopiować trzy razy!
- (3) Ten list trzy razy!
- (4) Muszę/ chciałbym Panią prosić o skopiowanie tego listu trzy razy.
- (5) Czy mogę Panią prosić o skopiowanie tego listu trzy razy?

Wybór środków językowych/ typ zdania (rozkazujące/ oznajmujące/ pytające) wynika z interpersonalnych relacji w firmie. Wyrażenia (1)-(3) wskazują na emocjonalne napięcie między przełożonym a podwładnym (sekretarką), przez co można je zinterpretować jako POLECENIE/ NAKAZ, w którym nie ma miejsca na uprzejme formy zwracania się. Wyrażenia (4) i (5) stoją w opozycji do uprzednio wymienionych i jako zdania oznajmujące lub pytające zbliżone są do PROŚBY, chociaż przez odbiorcę są nadal interpretowane jako POLECENIE.

O ile POLECENIE w relacji $M_1 \Rightarrow S_2$ jest społecznie przyjętą formą komunikacji między przełożonym a podwładnym, wydaje się interesującym zbadanie, czy możliwe jest

wyrażenie POLECENIA w relacji odwrotnej, tj. w relacji podległości mówiącego podwładnego wobec przełożonego słuchacza ($M_1 \Rightarrow S_2$). Można wyobrazić sobie taką sytuację, w której sekretarka wydaje szefowi (niewiążące) POLECENIE w formie zdania rozkazującego:

(6) Proszę podpisać ten list jeszcze dzisiaj, aby kontrahent otrzymał go na czas!
albo w formie zdania oznajmującego:

(7) Pan ma klucz!

którym przełożony czuje się zobowiązany do podpisania listu, bądź szukania klucza do szafy pancernej, w której przechowywane są tajne dokumenty. Można również wyobrazić sobie zdanie pytające:

(8) Podpisze Pan listę płac? Księgowość czeka na nią.

lub też w formie zdania warunkowego:

(9) Jeśli podpisze pan teraz listę płac, księgowość zrealizuje przelewy jeszcze dzisiaj.

Powyższymi dyrektywami zwierzchnik czuje się zobligowany do zrealizowania zasygnalizowanych działań. Zdania (6)-(9) możliwe są jednak tylko w konkretnych relacjach i sytuacjach, w których zwierzchnicy akceptują POLECENIA wydawane przez podwładnych, POLECENIA, których wykonanie leży w interesie rozwoju firmy.

W wymienionej relacji występują ograniczenia co do formy dyrektywu; nie do zaakceptowania przez przełożonych są dyrektywy podwładnych w stylu:

(10) Podpisać listę!

(11) Żądam klucza!

Takie wyrażenia są podstawą do ich interpretacji jako OBRAZA/ PROWOKACJA, wynikającej z pomijania hierarchii stanowisk w firmie, bądź też mogą być interpretowane jako WYMUSZENIE reprezentanta strajkujących, stanowiące przykład nielegalnego działania mownego.

W relacji symetrycznej $M_1 \Rightarrow S_2$ POLECENIA nie występują z racji tego, że są one typowe dla relacji niesymetrycznych, gdzie wykonanie czynności zaznaczonej w POLECENIU leży w interesie przełożonego, zaś jego zignorowanie może przynieść negatywne konsekwencje dla słuchacza.

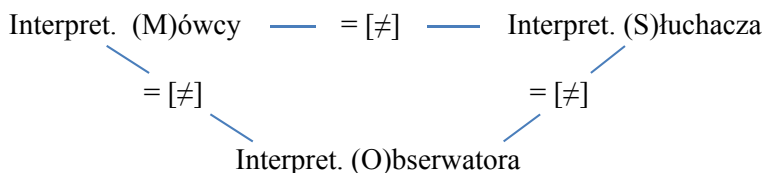
W procesie interpretacji aktu dyrektywnego możliwe są dwie sytuacje:

a. interpretacja dyrektywu przez mówiącego jest zgodna z interpretacją przez słuchacza;

b. interpretacje dyrektywu przez mówiącego i słuchacza nie są zgodne.

Druga z wymienionych sytuacji może mieć miejsce w relacji zwierzchności mówiącego wobec słuchacza, kiedy opisana dyrektywem czynność wykracza poza obowiązki słuchacza, który może zinterpretować wypowiedź dyrektywną np. jako WYMUSZENIE lub też w relacji podległości mówiącego wobec słuchacza, który może dany dyrektyw zinterpretować jako PROWOKACJE.

Proces interpretacji wypowiedzi dyrektywnych może obejmować również trzy elementy: tj. mówiącego, słuchacza oraz obserwatora. Możliwości wynikające z wzajemnych relacji prezentuje poniższy schemat.



Ryswpgm2. Schemat interpretacji aktu mownego

Interpretacja aktu mownego przez (O)bserwatora uzależniona jest z jednej strony od użytych przez mówiącego środków językowych oraz wzajemnych zależności/ relacji między uczestnikami aktu mownego. W wypadku identyfikacji (O)bserwatora z (M)ówcą interpretacja wypowiedzi (M)ówcy zbliżona jest do jej interpretacji przez (O)bserwatora, w wypadku bliższej relacji interpersonalnej (O)bserwatora ze (S)łuchaczem interpretacja wypowiedzi (M)ówcy przez (O)bserwatora będzie zgodna z interpretacją (S)łuchacza, względnie do niej zbliżona.

(b) Akt dyrektywny ZLECENIE opiera się na relacjach symetrii między uczestnikami aktu mownego, przy czym wykonanie określonej w akcie czynności przynosi korzyść zarówno mówiącemu, jak i słuchaczowi, zaś wykonanie czynności przez słuchacza ma charakter nieobligatoryjny.

Zlecenia formułowane są w języku pisanym w formie umów akceptowanych przez kontrahentów, a więc zleceniodawcy i -biorcy, jak również w języku mówionym w formie ustnych zleceń wyrażanych np. w sklepie czy też lokalu gastronomicznym. Zlecenia mogą przyjąć następujące formy:

- | | | |
|---|---|-----------------------|
| (12) Wezmę/ potrzebuję kawałek [...] | } | (zd. oznajmujące) |
| (13) Pan/i mi da kawałek [...] (fig.) | | |
| (14) Wziąłbym chętnie kawałek [...] | } | (zd. rozkazujące) |
| (15) Niech mi Pan/i da kawałek [...] | | |
| (16) Czy może mi Pan/i dać kawałek [...]? | | (zd. pytające) |
| (17) Kawałek [...], proszę! | | (ekwiwalent zdaniowy) |

O nieobligatoryjnym charakterze ZLECENIA świadczą przykłady niektórych lokali gastronomicznych, w których zlecenia pewnych grup klientów są niespektowane, co w wypadku prezentowanego lokalu może być odebrane jako akt PROWOKACJI.



Rysunek 3. Etykiety na drzwiach baru „Mała Ukraina” w Gdyni

Możliwe są ZLECENIA formułowane w relacjach zwierzchności mówiącego wobec słuchacza, mają one charakter niewiązący, jednak ocena takiego ZLECENIA przez słuchacza zależy od relacji, jakie łączą uczestników aktu komunikacji.

Przyjmują one następujące formy:

- (18) Zajrzy Pan może jutro do mojego komputera? (zd. pytające)
- (19) Proszę zajrzeć jutro do mojego komputera! (zd. rozkazujące)
- (20) Mógłby Pan zajrzeć jutro do mojego komputera. (zd. oznajmujące z czasownikiem modalnym)
- (21) Czy może Pan zajrzeć jutro do mojego komputera? (zd. pytające z czasownikiem modalnym)

ZLECENIA w relacji podległości mówiącego do słuchacza należą do rzadkości, dlatego są w niniejszym artykule pominięte.

(c) Akt PORADY realizowany jest przede wszystkim w relacji symetrii, jako akt niewiązący, którego wykonanie przynosi korzyści słuchaczowi. Może on przyjąć następujące formy:

- (22) Radzę Ci nie kupować tego samochodu. (akt bezpośredni)
- (23) Nie kupuj tego samochodu! (akt bezpośredni)
- (24) Ten samochód nie jest wart tylu pieniędzy. (akt pośredni)
- (25) Szkoda pieniędzy na ten samochód. (akt pośredni)

W zdaniu (22) interpretacja wypowiedzi jako PORADA wynika z użycia czasownika dyrektywnego RADZIĆ. Wypowiedź (23) w formie zdania w trybie rozkazującym może sugerować POLECENIE, jednak uwzględnienie relacji symetrii między rozmówcami wskazuje na niewiązącą PORADĘ ze wskazaniem na korzyść słuchacza z wykonania sygnalizowanej w wypowiedzi czynności. Zdania (24-25) stanowią zatem przykład pośrednich aktów PORADY ze wskazaniem na negatywne aspekty wykonania zamierzonej przez słuchacza czynności.

W relacji zwierzchności $M_1 \Rightarrow S_2$ również możliwe są akty porady, jednak są one różnie interpretowane przez (S)łuchacza w zależności od stopnia jego zależności od (M)ówiącego i konsekwencji ignorowania PORADY/ SUGESTII przełożonego. Porównajmy następujące przykłady:

- (26) Na Pana miejscu ukończyłbym projekt jeszcze w tym miesiącu.
- (27) Na Pana miejscu pojechałbym natychmiast do domu.

Jeśli połączymy wypowiedź (26) z relacją profesora i studenta, to jest ona przez studenta interpretowana bardziej jako APEL, wzgl. POLECENIE, a więc akty wynikające ze specyficznej struktury zależności studenta od profesora, która skłania studenta do interpretowania porad profesora jako rodzaj zobowiązania studenta do wykonania przez niego sugerowanej w poradzie profesora czynności w określony przez niego sposób.

Wypowiedź (27) podobnie jak poprzednia da się zakwalifikować jako PORADA, jedynie w sytuacji, kiedy przełożony widzi zasadność wykonania przez słuchacza sugerowanej czynności w jego interesie (choroba, nagły wypadek etc.)

(d) Dyrektywny akt PROŚBY przyjmuje następujące formy:

- (28) Pożycz mi książkę, proszę!
- (29) Czy możesz mi pożyczyć książkę?
- (30) Mógłbyś mi pożyczyć książkę.

Powyższe wypowiedzi przyjmują formę zdania rozkazującego, pytającego lub

oznajmującego najczęściej w relacji $M_1 \Rightarrow S_2$. PROŚBY są zorientowane na mówiącego, tzn. korzyść z wykonania przez słuchacza czynności leży po stronie mówiącego. W wymienionej relacji mają one charakter niezobowiązujący.

Inaczej wygląda to w relacji zwierzchności $M_1 \Rightarrow S_2$, gdzie PROŚBA wypowiedziana przez przełożonego interpretowana jest jako POLECENIE. Za przykład mogą służyć wypowiedzi (18-21) jako niezobowiązujące PROŚBY przełożonego względem podwładnego.

W określonych okolicznościach możliwe są PROŚBY w relacji podwładnego do przełożonego $M_1 \Rightarrow S_2$, postrzegane przez słuchacza-zwierzchnika jako rodzaj wzajemnego świadczenia za wcześniejsze czynności wykonane przez podwładnego na rzecz przełożonego. Prośby w tej relacji przyjmują następującą formę:

- (31) Czy mógłbym w przyszłym tygodniu wziąć urlop? (zd. pytające)
- (32) Potrzebowałbym Pańskiej zgody na realizację projektu. (zd. oznajmujące)
- (33) Proszę pomyśleć o moim awansie! (zd. rozkazujące)

Wybór formy ma indywidualny charakter i zależy od oceny aktualnej sytuacji (dobry nastrój przełożonego) oraz relacji między rozmówcami w celu osiągnięcia przez podwładnego pożądanego efektu.

3. Podsumowanie

Dyrektywne akty mowne inicjujące inne akty językowe lub niejęzykowe nie dają się w oderwaniu od kontekstu jednoznacznie interpretować. Ten sam akt mowny może być różnie odebrany w zależności od tego, kto, komu, co, jak i w jakich okolicznościach przekazuje. Na gruncie antropocentrycznej teorii języka konieczne jest uwzględnienie w ocenie illokutywnej siły konkretnej wypowiedzi towarzyszących jej okoliczności. W niniejszym artykule wskazałem na możliwe relacje między rozmówcami oraz bezpośrednio jak i pośrednio czynniki decydujące o wyborze środków językowych dla wyartykułowania danego aktu dyrektywnego w celu osiągnięcia oczekiwanych rezultatów. Uwzględnienie pozajęzykowych czynników konkretnej wypowiedzi wydaje się zatem niezbędne dla prawidłowej interpretacji aktu mownego przez mówcę, słuchacza i obserwatora.

Bibliografia

- Engel, U. (1994), *Syntax der deutschen Gegenwartssprache*. Berlin.
- Harras, G. (2004), *Handbuch deutscher Kommunikationsverben*. Berlin/ New York.
- Hindelang, G. (1978), *Auffordern. Die Untertypen des Aufforderns und ihre sprachlichen Realisierungsformen*. Göttingen.
- Polenz, P. (1988), *Deutsche Satzsemantik*. Berlin/ New York.
- Sikora, J. (2012), *Zum Forschungsstand der polnischen Textlinguistik*. (w:) *Linguistyka Stosowana* nr 6: 2012, 141-153.
- Stickel, G. (red.) (1984), *Pragmatik in der Grammatik*. Düsseldorf.
- Tomiczek, E. (1999), *Die Elemente des Textes: Sprechakte*. (w:) U. Engel i in., *Deutsch-polnische kontrastive Grammatik*. Heidelberg, 40-59.
- Wagner, K. (2001), *Pragmatik der deutschen Sprache*. Frankfurt am Main.
- Weigand, E. (2003), *Sprache als Dialog*. Tübingen.
- Wunderlich, D. (1976), *Studien zur Sprechakttheorie*. Frankfurt am Main.

Grażyna STRZELECKA
Uniwersytet Warszawski

Ulotka kulturalna jako pisemna forma komunikacji pomiędzy organizatorem a publicznością – kilka uwag o funkcji i środkach językowych

Abstract:

Cultural flyer as a written form of communication between the organizer and the public – linguistic features and means

The article presents flyers informing about a cultural event as a written form of communication between the organizer of the event and the potential audience. The aim of the flyer is just to inform about cultural events and encourage the potential audience to come to see it. It represents various branches of culture, such as theatre, music, film and art, reflecting the cultural life of a big city. The process of communication is realized with a number of linguistic means, which are the subject of presented analysis. Precise research shows that a cultural flyer apart from its pure informative function has a strong emotional impact as it contains a lot of linguistic means that create certain units with strong emotional function. The author chose examples out of 500 cultural events advertised in flyers from Munich to show lexical means typical for a cultural flyer and its possible future development. The research helped to discover an emotional function of the flyer. This has been achieved by the use of certain linguistic means. The detailed analysis of this form of communication can deepen our knowledge of other cultures and their senses.

Wstęp

Tematem niniejszej analizy jest niemieckojęzyczna ulotka – nazwana tutaj „ulotką kulturalną” – będąca środkiem komunikacji pomiędzy organizatorami imprez kulturalnych, a ich potencjalną publicznością. Odzwierciedla ona życie kulturalne wielkiego miasta, gdzie jest przyjętym sposobem komunikowania się. Formą ulotki jest przeważnie dwustronnie zadrukowany dokument na niewielkim kartoniku, opatrzony rysunkiem bądź zdjęciem, lub też złożona bądź zszywana broszurka. Dokument ten jest pisemną formą komunikacji pomiędzy nadawcą, którym jest organizator imprezy, a adresatem, którym jest potencjalny widz lub słuchacz. Celem ulotki jest przekazywanie informacji o odbywających się w mieście imprezach. Treści zawarte w tekście ulotki i zamieszczone w niej obrazy mają jednak nie tylko rzeczowo informować, lecz także – a może nawet przede wszystkim – skłonić adresata do uczestnictwa w opisywanych wydarzeniach. Z tego powodu interesujące jest pytanie o funkcję i charakter ulotki kulturalnej. Czy jest to tekst użytkowy o charakterze opisowym, czy też – i w jak dużym stopniu – specjalny

tekst użytkowy o charakterze apelacyjnym, odwołujący się do sfery uczuciowej adresata? Przedmiotem analizy są werbalne i niewerbalne środki językowe występujące w takiej formie komunikacji. W szerszym kontekście celem podjętych rozważań jest przyczynek do badań nad pisemnymi formami komunikacji w dziedzinie kultury. Niniejszy tekst stanowi część analizy słownictwa kultury, która ma pokazać usytuowanie wybranego rodzaju tekstu kultury w procesie komunikacji pomiędzy organizatorem a publicznością. Językowa analiza tej formy komunikacji może wzbogacić naszą wiedzę o kulturach i przyczynić się do ich lepszego zrozumienia.

1. Przedmiot badań i źródła

Mianem ulotki kulturalnej określa się wzmiankowany zapisany bądź zadrukowany i opatrzone zdjęciami lub obrazkami kartonik oraz wszelkie inne podobne pisemne dokumenty, służące temu samemu celowi, ukazujące się w innych postaciach – małego zeszytu, broszurki czy złożonego prospektu. Najczęściej występująca forma ulotki to pojedynczy kartonik, z którego pochodzi większość zamieszczonych tutaj przykładów.

Przedmiotem badania są zredagowane w języku niemieckim ulotki kulturalne z Monachium z lat 2007-2010. Ze zbioru około 500 pozyskanych ulotek, dotyczących imprez organizowanych w Monachium, do celów badawczych wybranych zostało około 100 sztuk, a spośród nich, do celów niniejszego badania, stosunkowo niewielka, lecz reprezentatywna grupa. W wybranej reprezentatywnej grupie analizowane były powtarzalne egzemplarze, ukazujące się w regularnych odstępach czasu i rozprowadzane wyłącznie na terenie Monachium i okolic. Ulotki dotyczą różnych dziedzin kultury, takich jak: teatr, muzyka, film i sztuka – do celów badawczych nie zostały one jednak pogrupowane według powyższych dziedzin, jako że nie analizuje się tu treści poszczególnych imprez kulturalnych, lecz chodzi o uchwycenie mniej lub bardziej powtarzalnego charakteru samej ulotki, niezależnie od rodzaju imprezy, na jaką ona zaprasza. Interesująca jest więc struktura ulotki, rodzaj zamieszczonych zdjęć oraz teksty, a także zastosowane w nich elementy leksykalne.

Poniżej omówione zostały typowe cechy ulotki kulturalnej oraz wybrane środki leksykalne stosowane w tego typu tekście. Interesujące było przy tym pytanie, czy analiza potwierdzi założoną na wstępie tezę, że ulotka kulturalna jest tekstem użytkowym, którego celem jest informacja, czy też pozwoli na podstawie zanalizowanych środków językowych na zaklasyfikowanie jej jako specjalnego rodzaju tekstu użytkowego, który wykracza poza ten cel. Podjęty opis ulotki pokazał jej funkcję informacyjną, lecz także wykazał istnienie w tekstach elementów wskazujących na jej apelacyjny charakter.

Ulotki opisane są z uwzględnieniem trzech aspektów. Są to:

- wygląd zewnętrzny;
- tytuł;
- tekst.

Posłużyły one do opisu ulotki, który uwzględnia cechy językowe i pozajęzykowe. Najpierw opisane zostały cechy pozajęzykowe (np. kolory), następnie składniki językowe i tekstowe (np. tytuły), następnie zaś wybrane fragmenty tekstu ciągłego.

2. Definicje i zakres badania

Przedstawiona tu analiza nie jest kompletna, stanowi raczej mały wycinek badań, jakie możliwe są do przeprowadzenia w odniesieniu do przedstawionego przedmiotu. Autorka nie podejmuje się tu na razie próby sformułowania własnej definicji ulotki kulturalnej jako rodzaju tekstu. Punktem wyjścia dla analizy są rozważania na temat rodzajów tekstów i analizy tekstów autorów niemieckich K. Adamzik (zob. K. Adamzik 2004: 15-30) i K. Brinkera (zob. K. Brinker 2005: 143-145). W celu ograniczenia rozważań do wymienionych poniżej pytań, autorka świadomie zrezygnowała ze szczegółowego analizowania treści tekstów zawartych w ulotkach, a także używanych w nich struktur gramatycznych. Poza zasięgiem zainteresowań pozostają również autorzy tekstów oraz nadawcy ulotek i ich adresaci. Wykluczone tutaj aspekty mogą jednak stać się w przyszłości tematem odrębnego badania.

Opis i analiza zastosowanych środków językowych służą do pozyskania odpowiedzi na następujące pytania:

- Jaki charakter ma komunikacja odbywająca się przy użyciu ulotki kulturalnej? (informacyjny czy apelacyjny)
- Jakie środki stosuje organizator, by wzbudzić zainteresowanie u widza lub słuchacza? (niewerbalne i werbalne)
- Co decyduje o sukcesie komunikacji? (środki językowe służące do przekazywania informacji czy wyrażania emocji)

3. Charakterystyka ulotek

Na podstawie przebadanych ulotek udało się wyodrębnić kilka typowych cech ulotki kulturalnej, które pozwalają uznać ją za specjalny rodzaj tekstu użytkowego. Poniżej zostały one przedstawione według wymienionych powyżej aspektów.

3.1. Wygląd zewnętrzny

Mianem wyglądu zewnętrznego określa się wygląd ulotki i jej zewnętrzny układ. Są to cechy nietekstowe i niewerbalne, widoczne na pierwszy rzut oka, określane też jako środki niewerbalne. Należą do nich: format, kolor, obraz (czyli rysunek lub zdjęcie) oraz struktura tekstu.

(1) Format: Można zaobserwować trzy następujące rodzaje ulotki: broszurka lub zeszycik, ulotka składana oraz pojedynczy kartonik dwustronnie drukowany. Projektuje się przede wszystkim pojedyncze kartoniki, zawierające coraz mniej tekstu, jako że większość informacji sytuowana jest obecnie na stronach internetowych organizatora. Tam następuje rozszerzenie bazy informacyjnej, pojawiają się dodatkowe teksty i linki. W wersji drukowanej można natomiast zaobserwować próby przyciągnięcia uwagi widza niezwykłym formatem ulotki, wyszukanyim zdjęciem lub jaskrawym kolorem.

(2) Kolor: Można rozróżnić ulotki dwukolorowe, kolorowe i bardzo kolorowe. Paleta sięga od pastelowych tonacji do bardzo ciemnych lub bardzo jaskrawych tonów. Większość badanych ulotek była wielokolorowa, duża część dwukolorowa, jedynie pojedyncze egzemplarze były utrzymane w tonacji czarno-białej. Zadaniem kolorów jest

wyróżnienie ulotki na tle tekstów innych organizatorów i przyciągnięcie uwagi czytelnika. Kolor nie przekazuje informacji, przyciąga natomiast wzrok potencjalnego odbiorcy. Celem jest sprowokowanie odbiorcy do przeczytania tekstu, w całości bądź fragmentarycznie.

(3) Obraz (rysunki i zdjęcia): Większość badanych ulotek zawiera fotografie lub rysunki, zamieszczone na pierwszej stronie. Wiele z nich jest opatrzonych podpisami lub tytułami. Zdjęcie lub rysunek może zajmować na stronie ulotki bardzo różne pozycje. Można wyróżnić następujące układy:

- Obraz zajmuje całą pierwszą stronę, stanowiąc tło dla tytułu ulotki i zamieszczonych tu informacji (czas, miejsce i rodzaj imprezy kulturalnej) oraz dla tekstu. Na takim obrazie nie zamieszcza się podpisu, podaje się natomiast autora zdjęcia.
- Obraz jest wbudowany w tekst, tzn. nad obrazem i pod obrazem zamieszczony jest tekst. Taką strukturę określa się mianem kombinacji tekstowo-obrazowej. Zdjęcie bądź rysunek opatrzone są w takim przypadku na ogół podpisem.
- Obraz może być umieszczony na górze lub na dole. W takim przypadku na ogół nie ma pod nim podpisu. Układ ten jest typowy dla ulotki w postaci jednokartonikowej.

(4) Struktura tekstu: Analizowane broszury zawierają dłuższe fragmenty tekstów niż ulotki składane, w tym ulotki wielokrotnie składane (wachlarze) i ulotki jednokartonikowe. Szczególne informacje w tekście ciągłym wyróżnione są tłustym drukiem. Dodatkowe ważne informacje najczęściej umieszczane są w specjalnych ramkach tekstowych. Ramki zawierają przykładowo informacje na temat autora, mapkę z planem dojazdu na imprezę itp. Z kolei ulotki jednokartonikowe ze względu na ograniczoną ilość miejsca zawierają najkrótsze teksty, jedynie z najistotniejszymi informacjami. Ich struktura (układy obraz-tekst) jest jednak równie zróżnicowana jak struktura obszerniejszych broszur i zeszycików.

3.2. Tytuły

Celem tytułu jest zwrócenie uwagi potencjalnego czytelnika na ulotkę i zachęcenie go do przeczytania tekstu. Dlatego tytułom przypisuje się ogromne znaczenie. Na podstawie przeanalizowanych tytułów ulotek kulturalnych można wyodrębnić cztery grupy tytułów:

- informacyjne (rzeczowe);
- informacyjne mające jednocześnie wzbudzić zainteresowanie;
- mające na celu wzbudzenie zainteresowania;
- niezawierające żadnych informacji.

Podział ten nie jest ścisły. Należy nadmienić, że wiele tytułów należy do grup granicznych lub mieszanych. Tytuły informacyjne przekazują treści związane z rodzajem i tematyką imprezy, nawiązują do rocznic i jubileuszy, często ich forma jest całym zdaniem. Tytuły informacyjne mające jednocześnie wzbudzić zainteresowanie również przekazują informacje, dodatkowo zaś nazwy, jakie nadano danym imprezom, mające zaciekać adresata, nie mówiąc mu zbyt wiele. Tytuły mające za zadanie przede wszystkim zaciekać adresata zawierają jedynie minimum informacji, zaś ostatnia

grupa tytułów rezygnuje z niej w ogóle. W tej grupie występują tytuły w formie pytań i zdań rozkazujących z wykrzyknikiem.

Poniżej podane są przykłady dla wymienionych czterech grup. Przykłady sformułowane są w języku niemieckim, czyli w języku oryginału, w którym zostały zredagowane badane ulotki. Dla lepszego zrozumienia podane zostaje tłumaczenie tytułów na język polski.

(1) Przykłady tytułów informacyjnych

Musikwettbewerb	Konkurs muzyczny
Münchener Autor(innen)en lesen ihre Weihnachtsgeschichten	Monachijscy autorzy czytają swoje opowieści wigilijne
Sommerkonzerte	Koncerty letnie
57. Internationaler Musikwettbewerb	57. Międzynarodowy Konkurs Muzyczny
10 Jahre jazz lines	10 lat Jazz lines
Einladung zum großen ETA-Hoffmann Abend	Zaproszenie na wielki wieczór z ETA Hoffmannem
Der junge Star der polnischen Literatur	Młoda gwiazda polskiej literatury
BBK-Mitglieder stellen aus	Członkowie BBK organizują wystawę
Weihnachtslieder im Stil Crossover	Kolędy w stylu crossover
Programm Oktober 2010-Januar 2011	Program październik 2010-styczeń 2011
Ukrainische Kulturtag in München	Ukraińskie Dni Kultury w Monachium

(2) Przykłady tytułów informacyjnych mających jednocześnie wzbudzić zainteresowanie

Pacific Palisades-Wege deutschsprachiger Schriftsteller	Pacific Palisades-Drogi pisarzy niemieckojęzycznych
Piano pieces-neue Musik in neuen Räumen	Piano pieces-Nowa muzyka w nowych przestrzeniach
Lexikon der sperrigen Wörter	Leksykon słów niewygodnych
Die Zips. Multikulturelle Geschichte und Gegenwart einer mitteleuropäischen Region. Junge Solisten aus der Zips.	Spisz. Wielokulturowa historia i terażniejszość pewnego środkowoeuropejskiego regionu. Młodzi soliści ze Spisza.

(3) Przykłady tytułów mających na celu wzbudzenie zainteresowania

Alle Neun	Cała dziewiątka
Lebenssammler	Zbieracze życia
Constructions-Conexions	Konstrukcje-koneksje
In der ersten reihe	W pierwszym rządzie
Portraitkonzert	Koncert portretowy
Off/On	Zamknięte/Otwarte
Luftpost aus Malawi	Poczta lotnicza z Malawi
Essenzen	Esencje
Inspirierte Kunst aus der Welt der Zeichen	Inspirująca sztuka z krainy znaków
We all fall down-wir baden's aus	My wszyscy spadamy

(4) Przykłady tytułów nie zawierających informacji

Nichts wie raus!	Byle precz!
Wer in aller Welt bin ich?	Kim ja do licha jestem?
Kommen Sie nach Delling!	Niech Państwo przyjadą do Delling! (forma mieszana)
Spendenaufruf!	Wezwanie do datków! (forma mieszana)
entwurzelt?	Wykorzeniony?
Fest!	Święto!
Whats next? Was weiter?	Co dalej?

Interesujące są dwie ostatnie grupy. Zastanawia duża liczba bardzo emocjonalnych tytułów bez rzeczowych informacji, sformułowana jako pytanie lub rozkaz. Znak zapytania i wykrzyknik na ogół nie są w niemieckojęzycznym tekście często spotykane, niemal nigdy w tytułach. Rozkaźniki i wykrzykniki mają – kosztem niezamieszczonych informacji – przyciągnąć uwagę widza, zdecydowanie więc apelują, a nie informują. Informacja zawarta jest w zamieszczonym obok tekście bądź w sieci na stronie imprezy lub organizatora. W dużej mierze ta konstatacja dotyczy także tytułów z przedostatniej grupy, których celem jest wzbudzenie zainteresowania widza, przy czym zawierają one zaledwie minimum informacji koniecznej do zachęcenia czytelnika do odwiedzenia imprezy kulturalnej.

3.3. Teksty

Teksty ulotek kulturalnych zostały zbadane pod kątem interesujących autorkę pytań. Zaobserwowano w nich dwa rodzaje elementów językowych. Z jednej strony są to zgodne z oczekiwaniami i postawioną wstępnie tezą elementy o charakterze rzeczowym, spełniające funkcję informacyjną, a więc zadanie przekazania adresatowi konkretnej informacji. Do elementów o charakterze rzeczowym należą dane proponowanej imprezy: informacja o formie wydarzenia (wystawa, koncert, odczyt itp.), miejsce i czas organizowanej imprezy, godziny otwarcia danej instytucji kulturalnej (np. muzeum), ceny biletów wstępu i możliwości ich zarezerwowania, dane strony internetowej organizatora, dzięki którym może nastąpić dalszy proces komunikacji. Obok wymienionych danych do rzeczowych elementów mogą należeć również informacje dotyczące osób biorących udział w danej imprezie i/lub przedstawianych na niej dzieł (np. dzieł sztuki). Informacje te możemy jednak zaliczyć do rzeczowych jedynie wtedy, gdy nie oceniają danych dzieł, gry aktorskiej, przygotowania muzyków itp. Gdy jednak w tekście ulotki pojawia się element oceny (a jest to w przypadku ulotek mających zachęcić adresata do imprezy ocena pozytywna lub bardzo pozytywna), nie można już mówić o informacji o charakterze rzeczowym.

W drugim przypadku chodzić będzie o informację emocjonalną i wynikającą z niej funkcję apelacyjną tekstu. Do takiego rodzaju informacji należą wszelkie słowa polecające, wyrażenia oceniające i wartościujące, mające podkreślić niezwykły charakter imprezy oraz talent prezentowanych twórców. W emocjonalnie zabarwionej części tekstu pojawia się niezwykła różnorodność przymiotników i imiesłów, apelujących do po-

tencjalnego widza bądź słuchacza, których celem jest wręcz indywidualny apel do adresata i wprawienie go w dobry nastrój jeszcze przed decyzją o udziale w imprezie. Te właśnie emocjonalne elementy tekstu okazały się nadspodziewanie liczne i – jak na tekst o charakterze użytkowym – zaskakujące kreatywnością.

W języku niemieckim kreatywność może wyrażać się m.in. w tworzeniu przymiotników złożonych, których w ulotkach kulturalnych jest bardzo wiele. Wniosek, jaki się tutaj nasuwa, to stwierdzenie, że funkcja ulotki kulturalnej wykracza poza funkcję właściwą tekstowi użytkowemu, zawiera bowiem środki językowe apelujące do czytelnika. Wynikiem analizy jest odkrycie w tekstach ulotek wielu przymiotników złożonych, wyrażających silne nacechowanie emocjonalne ulotki. Poniżej przytoczone są przykłady wybrane z tekstów ulotek, które podzielono na dwie grupy. Pierwsza grupa to przykłady środków językowych o charakterze informacyjnym, a druga grupa to przykłady środków językowych o charakterze apelacyjnym, w tym reprezentatywne przymiotniki i imiesłowy oraz frazy złożone z przymiotnika i rzeczownika. Przykłady są przytoczone w języku niemieckim, obok podane jest dla lepszego zrozumienia tłumaczenie na język polski.

(1) Elementy rzeczowe wskazujące na informacyjny charakter tekstów

Karten zu 15,-Euro, ermäßigt 10,-Euro	Bilety po 15 euro, ulgowe 10 euro
Karten im Vorverkauf	Bilety w przedsprzedaży
Kartenreservierung	Rezerwacja biletów
45-minütiges Konzert	45-minutowy koncert
Junge Komponisten	Młodzi kompozytorzy
Ausgewählte Werke	Wybrane dzieła
Beginn	Początek
Uraufführung	Prapremiera
Konzept und Organisation	Koncepcja i organizacja
Mit freundlicher Unterstützung von	Przy wsparciu sponsorów
Unter der Schirmherrschaft von	Pod patronatem
Einführendes Gespräch	Rozmowa wprowadzająca
In Zusammenarbeit mit	We współpracy z
Jahresausstellung	Doroczna wystawa
Saisonabschlussfest	Święto z okazji zakończenia sezonu
Kurator der Ausstellung	Kurator wystawy
Freitag, 26. November 2010	Piątek, 26 listopada 2010
Internationale Literaturreihe	Międzynarodowa seria literacka
Kostenlos	Bezpłatnie
Mit Schwerpunkt auf	Z punktem ciężkości położonym na
Im Gespräch mit	W rozmowie z
Begleitprogramm	Program towarzyszący
Ganztags Symposium	Całodzienne sympozjum
Vertreter	Przedstawiciele
Installation	Instalacja
Reservierung erforderlich	Wymagana rezerwacja
Ausgewählte Exponate	Wybrane eksponaty
Öffnungszeiten	Godziny otwarcia

Diskussion, Treffen, Lesung	Dyskusja, spotkanie, odczyt
Ausstellungsführung	Wprowadzenie do wystawy
Preisträger	Laureat nagrody
Vernissage	Wernisaż
Ausstellungsdauer	Czas trwania wystawy
Gruppenausstellung	Wystawa grupowa
Live Musik	Muzyka na żywo
Leitung	Kierownictwo
Redaktion	Redakcja
Anfahrt	Dojazd
Antwortkarte	Karta odpowiedzi
Weitere Informationen	Dalsze informacje

(2) Elementy emocjonalne wskazujące na apelacyjny charakter tekstów
Przymiotniki i imiesłowy:

Außergewöhnlich	Niezwykły
Bewegend	Poruszający
Brilliant	Błyskotliwy
Charmant	Czarujący
Druckfrisch	Pachnący świeżym drukiem
Echt	Prawdziwy
Eindrucksvoll	Pelen wyrazu
Einmalig	Niepowtarzalny
Einzigartig	Jedyny w swoim rodzaju
Ergreifend	Poruszający
Expressiv	Ekspresyjny
Exzellent	Znakomity
Grandios, großartig	Wspaniały
Herausragend	Doskonały
Inspirierend	Inspirujący
Renommiert	Renomowany
Sinnlich	Zmysłowy
Spannend	Trzymający w napięciu
Talentiert	Utalentowany
Tiefgründig	Głęboki, wnikliwy
Unglaublich	Nieprawdopodobny
Unübersehbar	Nie do przecoczenia
Unverwechselbar	Nie do pomylenia
Vornehm	Wytworny
Warmherzig	Ciepły i serdeczny
Zartfarben	W delikatnym kolorze

Frazy złożone z przymiotnika i rzeczownika:

Tiefgründige Arbeiten	Wnikliwe prace
Inspirierende Quelle	Inspirujące źródło

Exzellente Studenten	Znakomici studenci
Aufschlussreicher Spiegel	Pouczające zwierciadło, odbicie
International bekannte Sängerin	Śpiewaczka znana na międzynarodowej arenie
Entdeckerisches Publikum	Odkrywcza publiczność
Finnischer Stimmvulkan	Fiński wulkan głosu
Sinnliche, rauhe Stimme	Zmysłowy, szorstki głos
Unglaubliche Bühnenpräsenz	Nieprawdopodobna prezenca sceniczna
Brilliant timbrierte Stimme	Znakomicie dostrojony głos
Spannende Spurensuche	Trzymające w napięciu poszukiwanie śladów
Echte Jazz-Diva	Prawdziwa jazzowa diva
Viele tolle Jazzstandards	Mnóstwo świetnych standardów jazzowych
Hitzige Diskussionen	Gorące dyskusje

4. Wnioski

Dla pisemnej komunikacji pomiędzy organizatorem imprezy kulturalnej a publicznością, dokonującej się przy pomocy ulotki kulturalnej, typowe są środki językowe wyrażające silne nacechowanie emocjonalne ulotki. Na podstawie analizy środków językowych o charakterze emocjonalnym i pełniących funkcję apelacyjną można odpowiedzieć na postawione we wstępie pytania w następujący sposób.

Przykłady słów i zwrotów jednoznacznie wskazują na to, iż w przypadku ulotki kulturalnej nie chodzi o skierowane do użytkownika (czytelnika, potencjalnego widza), ściśle powiązane z określonym celem użytkowym środki o charakterze wyłącznie informacyjnym, lecz o rodzaj tekstów użytkowych o specjalnym, informacyjno-apelacyjnym charakterze. Sposób komunikacji jest jak na krótki tekst o charakterze neliterackim niezwykle emocjonalny. Nadawca używa środków werbalnych i niewerbalnych w sposób zupełnie nieprzypadkowy, przeciwnie, bardzo starannie je dobiera. Mają one wzbudzić zainteresowanie potencjalnego adresata i zachęcić go do działania. Duża część zastosowanych środków leksykalnych jest wręcz niepowtarzalna, mimo iż do celów badania starano się znaleźć jak najwięcej powtarzalnych, standardowych wzorów. Tymczasem, przeciwnie, można w ulotkach znaleźć również liczne neologizmy i kreatywne połączenia składników wyrazów, w tym także złożenia z wyrazami obcymi, np. angielsko- lub francuskojęzycznymi. Wyrażenia stosowane w tekście ciągłym w przeważającej mierze miały charakter emocjonalny, mający przyciągnąć uwagę adresata, a nie tylko, a nawet wręcz niekoniecznie, rzetelnie go informować. Nadawca osiąga swój cel poprzez ten właśnie apelacyjny most, czyli apelowanie do uczuć adresata oraz stara się stworzyć poprzez użycie takiego właśnie języka przyjemną atmosferę. Tym samym na pytanie o wyjątkową i decydującą rolę emocji w tekstach ulotek kulturalnych należy odpowiedzieć twierdząco.

Szczególny ładunek emocjonalny prezentują tytuły poszczególnych ulotek oraz tytuły zawartych w nich tekstów. Ich apelacyjny charakter podkreślają używane w nich wykrzykniki. Z kolei kreatywność w doborze słów oraz tworzeniu fraz językowych wyraźnie wskazuje na to, iż apel nadawcy do adresata jest zamierzony. O charakterze apelacyjnym ulotek kulturalnych świadczą również ich atrakcyjne cechy zewnętrzne i częste powiązanie tekstu z obrazem (kombinacja tekst-obraz lub obraz jako tło dla tekstu).

Z przestrzeni rozpościerającej się pomiędzy funkcją informacyjną a apelacyjną ulotki kulturalnej mogą wynikać dalsze horyzonty poznawcze. Zbiór słów i zwrotów o charakterze emocjonalnym, zebranych z tekstów ulotek, pozwala prześledzić ich powtarzalność bądź unikalność i wysnuć wnioski na temat rozwoju pisemnej komunikacji w języku kultury w przyszłości. Interesującym nowym aspektem badań będzie także porównanie ulotki kulturalnej redagowanej w języku niemieckim z ulotką w języku polskim lub/i innych językach.

Bibliografia

- Adamzik, K. (2004), *Die Zukunft der Textsortenlinguistik. Textsortennetze, Textsortenfelder, Textsorten im Verbund*, (w:) U. Fix/ S. Habscheid/ J. Klein (red.), *Zur Kulturspezifität von Textsorten*. Tübingen, 15–30.
- Brinker, K./ H. Cölfen / S. Pappert (2005), *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. Berlin.
- Strzelecka, G. (2008), *Textsorte Kulturflyer. Eine Untersuchung zur Sprache der Kultur*, (w:) „Studien zur deutschen Sprache und Kultur, Festschrift für Prof. Józef Wiktorowicz zum 65. Geburtstag“, Warszawa, 451–460.

Rafał SZUBERT

Uniwersytet Wrocławski

Analogia i metafora a istota związków ludzkich (osób zbiorowych)

Abstract:

Analogy and metaphor, and the nature of human organizations (legal entities)

In my article I present Otto Gierke's attempt to construct the phenomenon of legal entities using the means of analogy. The point of departure for my deliberations, in which I try to demonstrate the nature of metaphorical expressions used in building legal theories, is the speech given by Otto Gierke at the inauguration of his holding the post of university rector on 15 October 1902. The position of Gierke is criticized by Eduard Hölder. Hölder does not see the analogy as a suitable mean for the construction of a legal theory.

Wstęp

W niniejszym artykule chciałbym skoncentrować się na wyrażeniach, których używa Otto Gierke do nazwania konstrukcji związków ludzkich, a także zastanowić się, jaką rolę w przypadku tej terminologii odgrywają analogie i metafory. Używam tu określenia *metafora*, mimo że wyrażenie *osoba prawnicza/osoba prawna* uważam za termin języka prawnego, to znacząco uważam to wyrażenie za należące do systemu leksykalnego określonego technolektu (subjęzyka specjalistycznego), w tym przypadku technolektu prawnego. Za Lukszynem i Zmarzer przyjmuję, że technolekt funkcjonuje jako autosemantyczny system semiotyczny z przypisaną mu prymarną funkcją poznawczą, funkcją komunikatywną i instrumentalną (zob. J. Lukszyn/ W. Zmarzer 2006: 13). Zgadzam się z opinią, że w płaszczyźnie semantycznej termin cechuje jednoznaczność i brak jakichkolwiek konotacji o charakterze ekspresywnym (zob. J. Lukszyn/ W. Zmarzer 2006: 23). Podobnie jak Lukszyn i Zmarzer jestem zdania, że jest to sytuacja inna niż w przypadku wyrazu języka ogólnonarodowego, który jest niejako predestynowany do wieloznaczności i – co za tym idzie – do przyjmowania rozmaitych konotacji stylistycznych (ibid.). Logiczną konsekwencją przyjęcia takiego stanowiska powinno być uznanie, że wyrażenia metaforyczne czy wyrażenia oparte na analogii są technolektom obce. Stanowią one bowiem istotę języka naturalnego, ale nie stanowią one istoty technolektu (zob. J. Lukszyn/ W. Zmarzer 2006: 13). Jednak rozważania prowadzone na temat istoty związków ludzkich (*menschliche Verbände*) przez dwóch prawników niemieckich, Gierkego i Höldera, wskazują na to, że analogia i metafora mogą mieć określoną funkcję na etapie powstawania systemu leksykalnego technolektu prawnego. Na możliwość takiego ujęcia funkcji metafory wskazuje część dyskursu prawnego (zob. E. Zitelmann

1873: 19–20). Metaforze przypisuje się w nim instrumentalną funkcję upraszczania praktyki prawniczej, które to upraszczanie polega na tym, że niezgłębiony jeszcze od strony prawnej fakt A (na przykład majątek nieprzypisany podmiotowi prawnemu, po niemiecku tzw. *subjektloses Vermögen*) rozpatrywany jest w tych samych kategoriach, w jakich rozpatruje się poznany już prawnie fakt B (na przykład majątek przypisany określone podmiotowi prawnemu, niem. *ein Vermögen, das einem Rechtssubjekt gehört*). Dzięki temu możliwe jest na danym etapie rozwoju systemu prawnego stosowanie dla tych obydwóch faktów prawnych ujednoczonych zasad i sposobów postępowania (zob. E. Zitelmann 1873: 20). Należy jednocześnie podkreślić, że takie rozwiązanie określa się w tym dyskursie mianem konieczności teoretycznej („*theoretischer Nothstand*”), oszustwa technicznego („*technische Lüge*”) lub rozwiązania prowizorycznego („*ein Notbehelf*”) (zob. E. Zitelmann 1873: 20).

1. Skrajne ujęcia jednego pojęcia

Punktem wyjścia mojego wystąpienia jest mowa inauguracyjna Ottona Gierkego, twórcy jednej z teorii realnej osoby zbiorowej (*Theorie der realen Verbandsperson*)¹. Głównym tematem swego przemówienia uczynił Gierke istotę związków ludzkich (*Das Wesen der menschlichen Verbände*). Cechą wyróżniającą tę teorię jest założenie, że osoby prawnicze nie są podmiotami zmyślnymi (jak uważał Friedrich Carl von Savigny), lecz rzeczywistymi, tak samo rzeczywistymi jak człowiek i tak samo jak człowiek mającymi z istoty swej zdolność posiadania praw.

Osoby prawne są podmiotami stosunków cywilnoprawnych. (zob. S. Grzybowski 1985: 282). W przeciwieństwie do osób fizycznych osoby prawne nie są organizmami biologicznymi, lecz tworamı społecznymi, „jednostkami organizacyjnymi, którym porządek prawny nadaje przymiot osobowości” (S. Grzybowski 1985: 285). Chcąc opisać te twory społeczne, ustawodawca sięga po środki, jakie znaleźć może w języku, na przykład po metaforę. Metafora jest zbudowana na analogii, to znaczy na podobieństwie.

Można zapytać, czy postrzegane przez Gierkego podobieństwo cech wyobrażeń projektowanych na konstrukcję osoby prawnej jest oczywiste dla uczestników dyskursu o istocie osoby prawnej. Z historii dyskursu prawnego wynika, że tak nie jest. Pokazują to na przykładzie krytycznych uwag, jakie sformułował pod adresem teorii Gierkego Eduard Hölder, autor negatywnej teorii osoby prawnej. Hölder w swej teorii zaprzecza realnemu istnieniu osób prawnych. Należy zaznaczyć, że ten negatywny rezultat wynika u Höldera z gruntownych badań nad istotą tak osobowości prawnej, jak i zjawisk społecznych, które są do osób prawnych zaliczane (zob. R. Longchamps de Berier 1911: 52).

¹ Omówieniem zagadnienia osoby prawnej z prawniczego punktu widzenia zajął się Gierke w trzech dziełach, to jest w: *Das deutsche Genossenschaftsrecht* (I 1868, II 1873, III 1881), w *Die Genossenschaftstheorie und die deutsche Rechtsprechung* (1887) oraz w *Deutsches Privatrecht I* (1895), a także w artykule *Vereine ohne Rechtsfähigkeit* (II wyd. 1903). Zasadniczej części swojej teorii, która to część wykracza daleko poza obszar prawa, poświęcił Gierke przemówienie, które wygłosił w roku 1902, przed objęciem funkcji rektora uniwersytetu berlińskiego, zatytułowane *Das Wesen der menschlichen Verbände* (pol. *Istota związków ludzkich*). Tekst tego przemówienia wybrałem dlatego, że zawiera ono kwintesencję teorii Ottona Gierkego (zob. E. Hölder 1905: 43).

Aby ocenić należyce wartość teorii Gierkego i teorii Höldera w kontekście zaprezentowanej przez nich idei osoby prawniczej, należałoby zapytać, czy trafne są podstawy, na których konstrukcje obu autorów są ugruntowane.

Można powiedzieć, że istotą dyskursu Höldera z Gierkem jest kwestia funkcji przenoszenia znaczenia z jednego wyrazu (wyrażenia) na drugi w odniesieniu do pojęć prawnych. Na przykład znaczenia wyrazu życie z istot żywych na byty, które według powszechnej opinii do żywych nie należą, to znaczy na przykład na konstrukcje będące wytworem myśli ludzkiej lub na instytucje, jak kościół, gmina czy państwo.

Wypowiadając się na temat metafory, Mayenowa pisze: „Musiałoby istnieć pewne podobieństwo motywujące przeniesienie. Między czym a czym?” (R. Mayenowa 2000: 214). Z przeanalizowanego przeze mnie dyskursu między dwoma prawnikami wynika, że Hölderowi, który atakuje teorię Gierkego, nie chodzi o podobieństwo między znaczeniami wyrazów, ale o podobieństwo między wyobrażeniami o przedmiotach, do których te wyrazy się odnoszą (zob. R. Mayenowa 2000: 214). Hölder poddaje krytyce dostrzeżone przez Gierkego analogie i oparte na nich metafory.

2. *Deutsches Rechtswörterbuch* a rzeczywistość

Istota wykładu Gierkego sprzeczna jest w pewnym sensie z tym, co podaje *Deutsches Rechtswörterbuch*. Pod hasłem *Person* (osoba) podane są w tym słowniku następujące znaczenia:

I Mensch als Träger von Rechten und Pflichten, in seiner ständischen oder sozialen Zugehörigkeit (offene, mittlere, höhere, geistliche, weltliche, fürstliche, kaiserliche Person) und in seiner Beziehung zu den Gebietskörperschaften (innere, äussere Person); im Unterschied zu Mensch rückt beim Gebrauch des Wortes Person der Aspekt der Rechtspersönlichkeit zunehmend (und kulminierend Ende des 18. Jhs.) in den Vordergrund, bis in der Wendung juristische Person (1803) der Bezug zur Einzelperson aufgegeben ist.

II Geistlicher, Priester, tw. in leitenden Funktionen.

III Begleitperson, Gefolgsmann.

W ostatniej i przedostatniej linijce odnajdujemy informację, że w użyciu wyrażenia *Person* (*osoba*) w odróżnieniu od użycia wyrażenia *Mensch* (*człowiek*) z czasem na pierwszy plan coraz bardziej wysuwał się aspekt *osobowości prawnej* (*juristische Persönlichkeit*). Proces ten osiągnął punkt kulminacyjny w roku 1803, kiedy to w wyrażeniu *juristische Person* (*osoba prawna*) zrezygnowano z odniesienia do pojedynczej osoby.

Dyskurs poświęcony osobie prawniczej, którego mały fragment przytaczam w niniejszym wystąpieniu, nie świadczy o tym, aby część prawników zrezygnowała z odniesienia do pojedynczej osoby (*Einzelperson*). To odniesienie nie tylko istnieje, ale stało się ono częścią istoty konstrukcji *osoby prawnej* (*juristische Person*) w rozlicznych teoretycznych konstrukcjach osoby prawnej (zob. S. Grzybowski 1985: 285–286).

3. „Rozbrajanie” metafory

Krytykę teorii realnej osoby zbiorowej podanej przez Gierkego, a sformułowaną przez Höldera można rozpatrywać jako „rozbrajanie” metafory. Jest to określenie ukute przez Teresę Dobrzyńską, która w ten sposób określiła próby neutralizacji rzeczywistej mocy

perswazyjnej metafory w debatach politycznych i dyskusjach prasowych (zob. M. Dobrzyńska 1994: 144–149). „Rozbrajanie metafory” polega na zmianie jej wartości aksjologicznej (zob. M. Dobrzyńska 1994: 145). To znaczy, że „jeśli dana metafora ukazuje określone zjawisko w sposób pozytywny, trzeba spowodować, żeby naświetlone ono zostało negatywnie” (M. Dobrzyńska 1994: 145). Mechanizm „rozbrajania” metafory polegać ma bowiem na podstawieniu „pokrewnej, ale inaczej nacechowanej aksjologicznie sceny prototypowej” (ibid.).

4. Metafory Gierkego

15 października 1902 Otton Gierke wygłosił mowę inauguracyjną przed objęciem funkcji rektora uniwersytetu berlińskiego. Głównym tematem swego przemówienia uczynił on problem związków ludzkich (*Das Problem der menschlichen Verbände*)² (zob. O. Gierke 1902: 2) – zagadnienie, które stanowiło punkt wyjścia i pozostało w centrum pracy naukowej jego życia (zob. O. Gierke 1902: 2).

Gierke przyjął założenie monistyczne, przez co zasygnalizował swe dążenie do wyjaśnienia pojęcia podmiotu prawa w sposób jednolity. Wyrażał on opinię, że nauka prawa/prawoznawstwo powinna/powinno zajmować się istotą związków ludzkich z dwóch powodów: (1) prawo jest częścią życia społecznego (zob. O. Gierke 1902: 2/II/3–4), (2) porządek życia społecznego jest częścią prawa (zob. O. Gierke 1902: 3/I/12–13).

5. Polemika Höldera z Gierkem

Tekst przemówienia Ottona Gierkego zawiera liczne metafory, których użycie uzasadniać ma analogia pomiędzy użytymi przykładami a opisywanymi za ich pośrednictwem zjawiskami. Gierke nazywa związki ludzkie tworami (*Gebilde*), to znaczy zakłada on, że zostały one utworzone (stworzone), że mają w związku z tym swój byt, formę, i że wszystkie one, mimo swej różnorodności, wykazują pewną cechę wspólną. Gierke formułuje problem związków ludzkich jako: „zagadnienie istoty tworów całkowicie niejednorodnych, które przypisujemy pojęciu rodzajowemu ciał społecznych i którym tym samym przypisujemy wspólną cechę, którą dzielą zjawiska doniosłe jak państwo i kościół z najmniejszą nawet gminą i ze wspólnotą (spółdzielnią / *Genossenschaft*) o najluźniejszej formie organizacji” (O. Gierke 1902: 2/I/5–11, tłum. R.Sz.). W tej części Gierke zawarł uwagę kontrastyczną dotyczącą cechy, która z punktu widzenia porządku prawnego odróżnia związki ludzkie od ludzi: „Wobec wszystkich tych związków nie zadowala się on (= porządek prawny), jak czyni to wobec indywidualów, normami zachowania zewnętrznego. Nie! Opanowuje on i przenika także ich życie wewnętrzne.” (O. Gierke 1902: 3/I/17–20, tłum. R.Sz.).

Istota zagadnienia sprowadza się tutaj do założenia teorii Gierkego, że normy porządku prawnego przenikają nie tylko zachowanie zewnętrzne związków ludzkich, ale także zachowania wewnętrzne. Dla sprawdzenia, czy tak jest w istocie, Hölder proponuje, aby wyobrazić sobie towarzystwo podróźnicze (*Reisegesellschaft*). Stanowi ono niewątpliwie wspólnotę (*Genossenschaft*), która w czasie trudnej, związanej może nawet

² O. Gierke (1902: 2) używa w odniesieniu do *związków ludzkich* także określenia *menschliche Verbandseinheiten* i *menschliche Gemeinschaften*.

z niebezpieczeństwami podróży posiada określoną formę organizacyjną, i to wcale nie najbardziej luźną. Związek ten jest nie tylko rzeczywisty, ale ma także charakter prawny³. Czy prawo „opanowuje” jednak i „przenika” „jego życie wewnętrzne”? Hölder komentuje: „Owo życie wewnętrzne będzie się rozwijać tym lepiej, im bardziej członkowie tego związku będą ze sobą zintegrowani, im bardziej stawiać będą czoła wspólnym niebezpieczeństwom, jednocząc swe siły, im z większą werwą i znajomością rzeczy działać będą zmierzając do osiągnięcia celu podróży, a to poprzez wspólną pracę, a to, tam gdzie podział pracy temu służy, dzieląc się niezbędną pracą, i o ile każdy z nich potrafi rozkoszować się pomyślnymi wrażeniami z podróży i korzystać z nich, a znosić i pokonywać niekorzystne.” (E. Hölder 1905: 43–44, tłum. R.Sz.).

Hölder postrzega owo „życie wewnętrzne” (*dieses Innenleben*) nie jako opanowane przez prawo i przeniknięte przez nie. Twierdzi wręcz, że: „Owo życie wewnętrzne nie może rozkwitać, jeżeli członkowie wspomnianego towarzystwa mierzą swoje zachowanie tylko miarą prawa. I nie ma tu w ogóle odrębnego, osobnego życia oprócz życia członków tego towarzystwa, wobec którego owo życie wewnętrzne występuje w podwójnej relacji produktu i środka w taki sposób, że egzystencja (istnienie) tego towarzystwa w ogóle nie jest możliwa bez egzystencji ludzi, którzy je współtworzą, podczas gdy egzystencja towarzystwa dla współtworzących je ludzi jest wprawdzie warunkiem określonego wsparcia ich życia, ale nie jest warunkiem jego egzystencji (istnienia) [tego życia].” (E. Hölder 1907: 44/I/7–15, tłum. R.Sz.).

Hölder zadaje sztych argumentacji Gierkego stwierdzając: „Co zaś tu obowiązuje, obowiązuje także „zjawiska doniosłe, jak państwo i kościół.” Także ich „życie wewnętrzne” nie jest „przeniknięte” prawem. Nie rozkwita ono dlatego, że zachowanie uczestników utrzymuje się w granicach prawa. I nie jest ono życiem własnym, odseparowanym od życia tych uczestników. Jest ono produktem i środkiem ich życia jednocześnie w tym podwójnym znaczeniu, że państwo i kościół bez ludzi, którzy biorą w nim udział, nie może w ogóle istnieć, podczas gdy życie ludzi bez jego udziału w owych stowarzyszeniach pozbawione jest wprawdzie istotnego wsparcia, ale nie jest wykluczone.” (E. Hölder 1907: 44/I/15–17, tłum. R.Sz.).

Zasadniczą myślą w teorii Gierkego odnoszącą się do „związku ludzkiego” jest „myśl o samodzielnej osobowości zorganizowanej całości” (zob. O. Gierke 1902: 8/II/1–2). Pojęcie całości odnosi Gierke do związku osób (ludzi). Hölder dedukuje: „Jeżeli zatem związek jest całością, to człowiek połączony tym związkiem z innymi jest tylko częścią całości. Jeżeli ów związek ma „samodzielną osobowość”, to nie ma ona swej części. Jakże może mieć ów związek „samodzielną osobowość”, skoro związani nim mogą w każdej chwili go rozwiązać? Dla luźnych związków taka możliwość jest bezsporna. Ale także w przypadku państwa i kościoła nie ulega wątpliwości, że, gdyby doszło do jego rozwiązania za porozumieniem wszystkich jego uczestników, nastąpiłoby ono w tego wyniku.” (E. Hölder 1907: 44/II/3–11, tłum. R.Sz.).

Inne stanowisko w tej kwestii prezentuje Gierke. Uważa on, że, ponieważ związki ludzkie (osoby prawne) należą do świata prawa, to nie można ich traktować jak zjawy

³ E. Hölder wskazuje tu wyraźnie na dwa znaczenia wyrażenia *Gemeinschaft*: (1) potoczne: *zahlenmäßig nicht festgelegte Gruppe von Menschen, die sich durch etwas Gemeinsames verbunden fühlt* (pol. niesprecyzowana pod względem liczbowym grupa ludzi, która czuje się związana czymś wspólnym), (2) prawnicze: *organisierte Vereinigung* (stowarzyszenie zorganizowane).

bez krwi, czy strachy na wróble przebrane za ludzi (zob. O. Gierke 1902: 6). Gierke apeluje: „Geben wir der Wirklichkeit die Ehre!” (pol. Oddajmy sprawiedliwość rzeczywistości!) (O. Gierke 1902: 6). W postrzeganej przez Gierkego rzeczywistości nie brakuje związków ludzkich (osób zbiorowych) (*Verbandspersonen*). Gierke stwierdza i formułuje pytania: „Musimy je tolerować, nawet gdyby były one tylko ułudą⁴. Ale czyż ich uparty opór nie oznacza, że nie są one żadnymi upiornymi cieniami, lecz żywymi istotami; że prawo, kiedy traktuje owe związki zorganizowane jak osoby, nie popada wcale w sprzeczność z rzeczywistością, ale daje tej rzeczywistości odpowiedni wyraz? Czyż może związki ludzkie nie są rzeczywistymi indywiduami, które wraz z uznaniem ich osobowości przez prawo otrzymują to tylko, co odpowiada ich rzeczywistej naturze?” (O. Gierke 1902: 9–10, tłum. R.Sz.).

Na tak postawione pytania Gierke odpowiada jednoznacznie twierdząco: „Tak! I sądzę, że odpowiedzieć tak musi każdy, kto zerwał z indywidualistycznym rozumieniem społeczeństwa i kto postrzega życie wspólnotowe jako życie wyższego rzędu, z którym integruje się pojedyncze życie.” (O. Gierke 1902: 10, tłum. R.Sz.). Hölder zgadza się jedynie z częścią wyrażonego tu poglądu. Zasadniczo jednak prezentuje stanowisko odmienne od Gierkego: „Nikt nie zaprzecza, że najwyższymi dobrami ludzkości nie są takie, które należą do jednych, a nie mają ich drudzy, lecz takie, które są zdolne i przeznaczone do tego, aby były wspólne ludziom. Takimi dobrami są język, nauka, sztuka, religia. Kto jednak wyciąga z tego wnioski, że język, nauka, sztuka i religia wiodą egzystencję niezależną od uczestniczących w nich ludzi? Są one wspólnymi produktami, składnikami i środkami życia wszystkich uczestniczących w nich ludzi, których życie bez nich byłoby uboższe, podczas gdy nie ma życia języka, nauki, sztuki czy religii odzielonych od życia uczestniczących w nim ludzi.” (E. Hölder 1907: 45, tłum. R.Sz.).

Kolejną analogią, do której odwołuje się Gierke, jest analogia cielesnej i duchowej żywej jednostki (*eine leiblich-geistige Lebenseinheit*): „Założmy, że posiadająca organizację prawną wspólnota jest pewną całością, której inherentnym elementem jest rzeczywista jedność, i spróbujmy teraz z punktu widzenia prawa ustalić, jaką naturę musi mieć ta całość, jeżeli w prawie ma być odzwierciedlona rzeczywistość. Prawo zachowuje związkowi [ludzkiemu] osobowość. Tak więc musi być on (związek ludzki) tak jak jednostka ludzka (indywiduum) cielesno-duchową żywą jednostką, która może mieć wolę i która może obrócić w czyn to, czego chce.” (O. Gierke 1902: 12, tłum. R.Sz.). Odnosząc się do wyводу Gierkego, Hölder pyta, czy wobec tego związek ludzki może także odczuwać, postrzegać i myśleć; czy ma świadomość, czy potrafi się radować i smucić, cieszyć się światem lub martwić nim, być szczęśliwym lub nieszczęśliwym, co musiałby potrafić, aby być taką jak jednostka ludzka (indywiduum) cielesno-duchową żywą jednostką (zob. E. Hölder 1907: 45).

Gierke nie oddaje jednak pozycji. Jego zdaniem człowiek nie wszystko może spoznać własnymi zmysłami. Wobec tego nie jest słuszne zarzucanie mistycyzmu tym, którzy przyjmują oprócz istnienia żywych jednostek ludzkich (indywiduów) istnienie także innych jednostek żywych (*Lebenseinheiten*) (zob. O. Gierke 1902: 16). Nie ma tu przekroczenia granic nauki. Jest to może jedynie próba wyjścia poza granice ludzkich

⁴ W domyśle: gdyby były one tylko wytworem wyobraźni. Gierke nawiązuje tu do teorii osoby prawnej Savigny'ego.

zdolności percepcji. Argument, że „nasze postrzeganie zmysłowe ukazuje nam tylko pojedynczych ludzi. Kto zatem niewidocznym związkom ludzkim zarachowuje samodzielne życie, wnosi do rzeczywistości widocznej element ponadzmysłowy” (O. Gierke 1902: 16–17, tłum. R.Sz.) uważa Gierke za płytki i niezrozumiały. Uważa on bowiem, że: „Po pierwsze nieprawdą jest, że postrzeganie zmysłowe nie może nam nic powiedzieć o istnieniu związków [ludzkich]. Także życie związków ludzkich rozgrywa się w pewnej cielesnej całości (*in körperlichen Ganzen*), która objawia się w formie zewnętrznej. Widzimy regiment maszerujący przy akompaniamencie muzyki; spostrzegamy wyborców, którzy oddają swój głos, wrzucając do urny karty do głosowania, podczas pochodu funkcjonariusze ochrony chronią w sposób zdecydowany jego uczestników – w takiej sytuacji i w stu innych rozumiemy od razu, że chodzi o zdarzenia, które należą do kontekstu życia państwowego.” (O. Gierke 1902: 17, tłum. R.Sz.).

Innego zdania jest Hölder. Uważa on, że powyższy argument przeciwko osobowości związków ludzkich (*Verbandspersönlichkeit*) nie jest ani płytki, ani niezrozumiały. „Nie jest on niezrozumiały. Nie ulega bowiem wątpliwości, że związek (ludzki) (*Verband*) nie jest jednostką cielesną (*körperliche Einheit*) „równą indywiduum ludzkiemu”. To, że nie rozumiemy związku osobowości człowieka z jego cielesną egzystencją, nie oznacza przecież, że możemy ten związek kwestionować. A zatem ten argument nie jest płytki. Bo jeżeli osobowość człowieka stanowi integralną część jego całej duchowej i cielesnej egzystencji, to rodzi się natychmiast pytanie o uzasadnienie dla przeniesienia owego predykatu na „zjawisko” [zjawiskiem nazywa m.in. Gierke państwo i kościół, podczas gdy my sami niezbyt chętnie nazywamy się tylko zjawiskiem], któremu egzystencji cielesnej człowieka brakuje całkowicie a egzystencji duchowej w dużym stopniu.” (E. Hölder 1905: 45–46, tłum. R.Sz.).

W następnym zdaniu Hölder atakuje już bezpośrednio stanowisko Gierkego, który uważa, że deficyt zmysłów w zakresie postrzegania całkowitego nie jest dowodem zaprzeczającym istnieniu przedmiotowości zewnętrznej (*die äußere Gegenständlichkeit*). Nie mamy przecież wątpliwości, że ziemia jest ciałem kulistym, mimo iż bezpośrednio postrzegamy tylko małe jej fragmenty (zob. O. Gierke 1902: 17). Stąd też Gierke wysnuwa wniosek, że niezależnie od tego, w jakim zakresie dane nam jest postrzegać związki ludzkie, ich jedności życiowej nie zobaczymy (zob. O. Gierke 1902: 18). To stwierdzenie Gierkego Hölder uważa za płytkie i daje temu wyraz: „Nasze przekonanie o cielesnej jedności i kulistym kształcie ziemi polega na logicznym wnioskowaniu wynikającym z postrzegania zmysłowego. Jakże można postawić je w jednym rzędzie z przypuszczeniem o cielesnej egzystencji państwa, boć widzimy „zawsze tylko pojedyncze części ciała państwowego.”⁵ (E. Hölder 1905: 46, tłum. R.Sz.).

O. Gierke zwraca uwagę na pewną zasadę. Zasada ta znajduje jego zdaniem potwierdzenie w doświadczeniu zewnętrznym⁶, które potwierdza nasze doświadczenie (zob. O. Gierke 1902: 21): „Obserwacja procesów społecznych, pośród których biegnie nasze życie, a przede wszystkim zagłębienie się w historię ludzkości pokazuje nam, że narody i inne wspólnoty kształtują w działaniu świat relacji władzy (*Machtverhältnisse*) i tworzą

⁵ Hölder przytacza tutaj *expressis verbis* wypowiedź Gierkego (zob. O. Gierke 1902: 17).

⁶ Podział na doświadczenie zewnętrzne (nauki przyrodnicze) i doświadczenie wewnętrzne (introspekcja) jest konsekwencją wyodrębnienia różnego rodzaju doświadczeń i odmiennych sposobów doświadczenia (zob. J. Trzópek 2006: 152).

kulturę materialną i duchową. Wszystko to dzieje się, ponieważ wspólnoty składają się z indywidualów [jednostek], w jednostkach i przez jednostki. Jednak indywiduala, pod warunkiem, że ich dokonania wpisują się w kontekst związku społecznego, są określane cielesnymi i duchowymi działaniami, które pochodzą od ich więzi [podkreślenie: R.Sz.].” (O. Gierke 1902: 21, tłum. R.Sz.).

Gierke uważa tę zasadę za podstawę konstrukcji i funkcjonowania społeczeństw. Hölder natomiast stawia pytania, które są kluczowe dla zrozumienia fundamentu, na którym Gierke próbuje oprzeć swą teorię. Píše on tak: „Gierke wymienia „narody i inne wspólnoty”. Czy jednak naród jest wspólnotą w interesującym Gierkego znaczeniu osoby zbiorowej? Kiedy mówimy, że naród ogarnięty jest pewnymi emocjami, myślami czy dążeniami i że dokonuje określonych czynów, to nie mamy na myśli związku obejmującego członków narodu jako osobnej, istniejącej obok nich jednostki, lecz sumę tychże. Myślimy o narodzie jako masie, a zachowanie tej masy, które powoduje zmianę relacji kulturowych i relacji władzy, nie jest wyrazem powstałej wskutek jej przynależności do danego związku, właściwej jej woli zbiorowej, lecz jest wyrazem jej pragnienia, tak potężnego jej mocą i jej liczebnością, że organy związku albo nie mogą uwolnić się od jego respektowania, albo jej opór zostanie przewyciężony poprzez jej usunięcie, którego konsekwencją będzie albo jej zastąpienie przez inne uległe pragnieniu masy organy, albo zburzenie całego związku jako dla masy kłopotliwego, gdyż to jego organy sprzeciwiły się jej pragnieniu. Gdy nie chodzi o relacje władzy (*Machtverhältnisse*), lecz o nowy, obejmujący swym wpływem całą masę nurt kultury, to prawdopodobnie zyska on popularność, niezwalczany przez dotychczasowych władców i organy związku, lecz przez nich wspierany; czynem narodu jest jednak popularyzacja tego nowego kierunku, ale nigdy w znaczeniu wyrażenia woli związku, którą ogarnięty jest naród, lecz tylko w znaczeniu tak potężnego wyrazu życia tak wielu rodaków, że okazywany w ten sposób pogląd staje się pośród nich dominującym. Gierke uważa, że można mieć różne zdanie na temat tego, czy w przypadku wielkich przemian życia społecznego⁷ inicjatywa wychodzi od społeczności, czy od jednostek; nie wolno jednak „przeoczyć, że istnieje wzajemne oddziaływanie między obydwoma tymi czynnikami”. Przeoczyć nie wolno również i tego, że czynnik zwany społecznością jest czynnikiem niezmiernie złożonym i że wywołany przez niego efekt zakłada jego zachowanie, które samo już jest produktem wzajemnego oddziaływania pomiędzy jednostkami, z których się on składa.” (E. Hölder 1905: 47, tłum. R.Sz.).

Gierke upatruje w naturze wspólnoty przyczynę, która każe przypisywać pewne działania tej wspólnoty. Z tej przyczyny wynika to, że tych działań nie sposób potraktować jako sumy działań sił indywidualnych: „Ponieważ nie mogą one zostać wytworzone przez pewną wyizolowaną jednostkę w taki sposób, aby pod względem rodzaju wynik ogólny był tożsamy z wynikiem częściowym i aby był on tylko względem ilościowym wielkością większą od niego, lecz są one specyficznego rodzaju” (O. Gierke 1902: 22, tłum. R.Sz.).

⁷ Użyłem w tłumaczeniu nieco innego słowa niż to, którego w oryginale użył Gierke. Gierke użył słowa *Gemeinleben*. W słowniku Braci Grimm hasło *Gemeinleben* wyjaśnione jest jako: das gemeine, gewöhnliche Leben (zob. URL <http://woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Ver-netzung&hitlist=&patternlist=&lemid=GG07538#XGG07538>). [Pobrano 2.04.2015].

Oprócz rozpoznania charakteru tego fenomenu Gierke przywołuje także jego konkretne przykłady: „Organizacja władzy, prawo, obyczaje, gospodarka narodowa, język są fenomenami, w przypadku których natychmiast rzuca się to w oczy. Dlatego również działająca wspólnota nie może być tożsama z sumą tworzących ją indywidualów; raczej musi ona być całością o ponadindywidualnej żywej jednostkowości. Dlatego pozostajemy całkowicie w ramach doświadczenia zewnętrznego, kiedy na podstawie faktów historyczno-kulturowych wnioskujemy o istnieniu realnych jednostek związkowych (*Verbandseinheiten*). I mamy prawo do tego, aby na podstawie wyróżnienia odnalezionego zakresu rzeczywistości stosować to abstrakcyjne pojęcie odnoszące się do tej jednostki jako podstawowe pojęcie nauki w całym obszarze nauk humanistycznych.” (O. Gierke 1902: 21, tłum. R.Sz.).

Hölder zbija także ten argument Gierkego, odwołując się do zakresu rzeczywistości, który Gierke zdaje się w swojej argumentacji pomijać lub deprecjonować. Gierke przypisuje związkowi ludzkiemu jako jednostce życie wykraczające poza ramy nakreślone życiem jednostki ludzkiej, która wraz z innymi jednostkami obdarzonymi życiem współtworzy ów związek. Hölder przyjmuje takie założenie Gierkego, ale podkreśla, że nie wyklucza ono, że owa jednostka, to znaczy związek ludzki, jest produktem jej współistniejącego i sukcesywnego życia: „Nie byłoby gospodarki narodowej, gdyby nie istniała gospodarka indywidualna, podczas gdy ta właśnie może istnieć bez tej pierwszej. Nie byłoby żadnego obyczaju, gdyby nie istniało indywidualne przyzwyczajenie, które nie zniknie, jeśli dla jego podmiotu, który nie ma kontaktu z żadnym innym człowiekiem, nie istnieje żaden obyczaj. Język jest instrumentem, za pomocą którego ustaliam myśli nie tylko dla innych, ale także dla mnie samego. Oczywiście nie mogę mieć lub nie mieć prawa wobec innych, jeżeli z takowymi nie współistnieję; to pojęcie nie zaistniałoby jednak w odniesieniu do mnie, gdyby moje zachowanie, także nie abstrahując od moich relacji do innych, było częściowo właściwe, a częściowo nie. I tak samo nie mógłbym wchodzić w rachubę wobec innych ani jako podmiot, ani jako przedmiot władzy, gdyby, także nie abstrahując od mojego stosunku do nich, moje życie nie było źródłem mojego oddziaływania na obcy byt jako przedmiot oddziaływania obcego bytu.” (E. Hölder 1905: 47–48, tłum. R.Sz.).

Opinii Gierkego, że gdybyśmy pozbyli się naszej przynależności do otaczających nas wspólnot, pozostałoby z nas tak niewiele, że „nie odnaleźlibyśmy się w pozostałej [po nas] marnej reszcie” (zob. O. Gierke 1902: 21), przeciwstawia Hölder argument, że „gdybyśmy owe wspólnoty pozbawili ich wszystkich współuczestników, to nie pozostałoby po tych wspólnotach zupełnie nic. Gdybyśmy pozbawili je wszystkich współuczestników oprócz jednego, to pozostałoby coś, co nie byłoby już wspólnotą. Gdyby teraz owa specyficzna natura i cała wartość życia pulsującego na przykład w pewnej wspólnocie religijnej polegała na tej jego właściwości, że jest ono życiem osobnym od życia jednostek, to w wyniku tego, że jej członkowie poza jednym zrezygnowaliby z uczestnictwa w niej, musiałyby ono zgasnąć w sposób nieunikniony, podczas gdy w rzeczywistości trwa ono w nim, jak również przez jego czyny i jego przykład może znów stać się życiem wspólnoty. Każde zachowanie masy bierze swój wzorzec i przykład z wymuszenia i pokusy przez jednostki, a ich „wpisujące się w kontekst związku społecznego dokonania” nie są w żadnym razie „określane cielesnymi i duchowymi działaniami, które pochodzą od ich więzi.” (E. Hölder 1905: 48, tłum. R.Sz.). Także Gierke zauważa, że

„poszczególne wybitne jednostki ingerują twórczo i poprzez ich najwłaściwsze cechy, ich jedynie określające, przekształcają społeczeństwo.” (O. Gierke 1902: 20, tłum. R.Sz.).

6. Zakończenie

Na postawione na wstępie pytanie, czy użycie wyrażeń metaforycznych w konstruowaniu terminów specjalistycznych jest w istocie spowodowane analogią, to znaczy podobieństwem, można odpowiedzieć na podstawie przytoczonych przykładów stanowiących fragmenty jednego tylko dyskursu, że nie istnieje w tym zakresie *opinio communis*. Może jest tak dlatego, że kategoria podobieństwa nie jest kategorią ostrą. Można powiedzieć, że odnosi się ona zarówno do różnic, jak i do tożsamości pewnych semów charakteryzujących znaczenie danego wyrażenia.

Bibliografia

- Black, M. (1996), *Die Metapher*, (w:) A. Haverkamp (red.), *Theorie der Metapher*. Darmstadt, 55–79.
- Deutsch, A., *Deutsches Rechtswörterbuch*, (URL <http://drw-www.adw.uni-heidelberg.de/drw-cgi/zeige?index=lemmata&term=Person&darstellung=%DC>). [Pobrano 2.04.2015].
- Dobrzyńska, T. (1994), *Mówiąc przenośnie. Studia o metaforze*. Warszawa.
- Gierke, O. (1902), *Das Wesen der menschlichen Verbände. Rede, bei Antritt des Rektorats am 15. Oktober 1902 gehalten*. Leipzig.
- Gierke, O. (1868), *Das deutsche Genossenschaftsrecht*. Berlin.
- Gierke, O. (1887), *Die Genossenschaftstheorie und die deutsche Rechtsprechung*. Berlin.
- Gierke, O. (1895), *Deutsches Privatrecht I*. Leipzig.
- Gierke, O. (1903), *Vereine ohne Rechtsfähigkeit*. Berlin.
- Grimm, J./ W. Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, (URL <http://woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&hitlist=&patternlist=&lemid=GG07538#XGG07538>). [Pobrano 2.04.2015].
- Grzybowski, S. (1985), *System prawa cywilnego*. Wrocław.
- Hölder, E. (1905), *Natürliche und juristische Personen*. Leipzig.
- Kalina-Prasznica, U. (red.) (1999), *Encyklopedia prawa*. Warszawa.
- Longchamps de Berier, R. (1911), *Studia nad istotą osoby prawniczej*. Lwów.
- Lukszyn, J. / W. Zmarzer (2006), *Teoretyczne podstawy terminologii*. Warszawa.
- Mayenowa, M.R. (2000), *Poetyka teoretyczna. Zagadnienia języka*. Wrocław etc.
- Serafin, S. / B. Szmulik (red.) (2008), *Leksykon obywatela*. Warszawa.
- Smoktunowicz, E. (red.) (2000), *Wielka encyklopedia prawa*. Warszawa.
- Trzópek, J. (2006), *Filozofie psychologii. Naturalistyczne i antynaturalistyczne podstawy psychologii współczesnej*. Kraków.
- Zitelmann, E. (1873), *Begriff und Wesen der sogenannten juristischen Personen*. Leipzig.
- Ziomek, J. (2000), *Retoryka opisowa*. Wrocław.

Krzysztof ŚWIRKO
Uniwersytet Warszawski

Podobieństwa i różnice w sposobach konceptualizacji wybranych nazw owoców w języku polskim i rosyjskim

Abstract:

The similarities and differences in the conceptualization of selected names of fruits in Polish and Russian language

The aim of the article is to present the similarities and differences in the conceptualization of selected names of fruits in Polish and Russian. The similarities and differences mentioned above were found through comparative analysis which was conducted on the basis of the theory of the linguistic worldview developed by Polish researchers such as J. Bartmiński and R. Tokarski. In the study five pairs of units were examined: jabłko – яблоко (an apple), gruszka – груша (a pear), śliwka – слива (a plum), wiśnia – вишня (a cherry) and malina – малина (a raspberry). In the article common elements for individual pairs were indicated. Moreover, observed differences were discussed thoroughly indicating their source. As it could have been expected, when referring to two closely related languages, the similarities in the conceptualization outweigh detected differences. The latter, as it was indicated in the article, are related to the historical and cultural conditions, especially with different culinary traditions in Poland and Russia.

Wstęp

W niniejszym artykule zostaną omówione podobieństwa i różnice w sposobach konceptualizacji wybranych nazw owoców we współczesnym języku polskim i rosyjskim. Badania, które stały się punktem wyjścia artykułu, miały charakter komparatystyczny i dotyczyły pięciu polsko-rosyjskich par jednostek: *jabłko* – *яблоко*, *gruszka* – *груша*, *śliwka* – *слива*, *wiśnia* – *вишня* i *malina* – *малина*.

Podstawą teoretyczną artykułu są prace poświęcone zagadnieniu językowego obrazu świata (JOS) autorstwa takich polskich badaczy, jak: J. Bartmiński, R. Tokarski, J. Maćkiewicz, J. Anusiewicz i R. Grzegorzczkowska. Przyjmuję za J. Bartmińskim, że językowy obraz świata jest „zawartą w języku (...) interpretacją rzeczywistości dającą się ująć w postaci zespołu sądów o świecie. Mogą to być sądy „utrwalone”, czyli mające oparcie w samej materii języka, a więc w gramatyce, słownictwie, kliszowanych tekstach (np. przysłowia), ale też sądy presuponowane, tj. implikowane przez formy językowe, utrwalone na poziomie społecznej wiedzy, przekonań, mitów i rytuałów” (zob. J. Bartmiński 2006: 12).

Zdając sobie sprawę z krytycznego stosunku części językoznawców do teorii i praktyki badawczej tzw. językowego obrazu świata (w pierwszej kolejności dotyczy to kwestii rozumienia tego, czym jest sam język), chciałbym w swoim artykule pokazać, że wykorzystanie wybranych narzędzi zaproponowanych przez tzw. lubelską szkołę etnolingwistyczną może być interesującym sposobem badania związków między językiem i kulturą, szczególnie w przypadku badań komparatystycznych. Nie negując antropocentrycznej teorii języków ludzkich F. Gruczy, wedle której rzeczywisty język rozpatrywany jest jako pewnego rodzaju właściwość (wiedza i umiejętności) konkretnego człowieka (zob. F. Grucza 1983, 1993a, 1993b, 1997), uważam, że dane językowe (takie jak np. derywaty słowotwórcze, frazemy, kolokacje itd.; relacje systemowe, jak np. synonimia, opozycja, zależności typu hiperonim – kohiponim – hiponim itd.; dane tekstowe) pozwalają wysuwać wnioski na temat pewnej typowej dla użytkowników danego języka wizji świata (lub jego fragmentów).

1. Baza materiałowa badań

Materiałem językowym, który stał się podstawą niniejszego artykułu, były:

- dane słownikowe (wykorzystano informację z 70 słowników polskich i 50 rosyjskich);
- relacje systemowe, takie jak np. derywacja, zależności typu hiperonim – hiponim, synonimia, bliskość znaczenia;
- frazemy¹;
- dane tekstowe (łącznie liczba poddanych analizie fragmentów tekstów literackich i publicystycznych, pochodzących w zdecydowanej większości z elektronicznych korpusów obu języków, w przypadku polszczyzny przekroczyła 17 tysięcy, a w przypadku języka rosyjskiego 12 tysięcy).

Analiza komparatystyczna wskazanego materiału językowego w oparciu o teorię JOS pozwoliła wykryć podobieństwa i różnice w sposobach konceptualizacji pięciu nazw owoców w języku polskim i rosyjskim. Narzędziem wykorzystanym przy porównaniu była definicja kognitywna, zbudowana z zespołu sądów (wiązek informacji) nazywanych fasetami.

2. Podobieństwa

Pełną zbieżność lub zdecydowanie niewielkie różnice obserwujemy w przypadku faset dotyczących:

- BUDOWY;
- WALORÓW SMAKOWYCH;
- PROCESÓW, KTÓRYM MOŻE PODLEGAĆ DANY OWOC.

¹ Frazemy są jednostkami frazematyki (oba pojęcia zaczerpnięte z prac W. Chlebdy). Jedynym kryterium konstytutywnym tej ostatniej jest „odtworzenie danej formy werbalnej w określonej sytuacji dla wyrażenia określonego potencjału treściowego”, a jedyną jednostką właśnie frazem (zob. W. Chlebda 2005: 81-82). Frazemami będą więc jednakowo i na równych prawach: frazeologizmy właściwe, idiomy, przysłowia, zwroty przysłowiowe, porzekadła, skrzydlate słowa, aforyzmy, terminy złożone i im podobne.

Ogólnie można powiedzieć, że elementy, w odniesieniu do których obserwujemy pełną tożsamość, dotyczą informacji najważniejszych (poza kwestią koloru owoców, która zostanie omówiona później), mających status centralny i stanowiących znaczną część jądra językowych obrazów poszczególnych owoców. Niewielkie różnice, na których nie będę w tym miejscu skupiać swojej uwagi, zaobserwowano w przypadku następujących faset:

- MIEJSCE WYSTĘPOWANIA;
- OKRES DOJRZEWANIA;
- PROCESY, JAKIM PODDAWANE SĄ DANE OWOCY;
- LECZNICZE WŁAŚCIWOŚCI DANYCH OWOCÓW.

3. Różnice

Bardziej szczegółowo chciałbym w tym miejscu omówić fasety, w przypadku których zaobserwowane zostały znaczące różnice. Należą do nich:

- KATEGORIA NADRZĘDNA;
- PRZETWORY, DANIA I DESERY PRZYGOTOWYWANE Z DANYCH OWOCÓW;
- ROLA OWOCÓW W TRADYCJACH I OBRZĘDACH;
- KOLOR.

a) Kategoria nadrzędna

W języku polskim dla wszystkich badanych nazw jest nią jednostka *owoc*, natomiast w języku rosyjskim *малина* i *вишня* kategoryzowane są jako *ягода*, a *яблоко*, *груша* i *слива* jako *фрукт*.

Ogólnie możemy powiedzieć, że w odniesieniu do poddanych analizie nazw owoców obserwujemy w danym przypadku różnice dotyczące strukturalizacji rzeczywistości. W języku rosyjskim wśród elementów należących w polszczyźnie do jednej kategorii *owoc*, wydzielona jest grupa małych owoców, określanych za pomocą jednostek *ягода* i *ягоды*. Wskazana grupa wraz z innymi owocami (*фрукты*) wchodzi w skład kategorii *плод*. Struktura rosyjska jest więc bardziej rozbudowana: występuje w niej w roli „najbliższego” hiperonimu m.in. takich nazw jak *вишня* i *малина* jednostka nieznajdująca jednowyrazowego ekwiwalentu w polszczyźnie: *ягода* (*mały owoc*), a także dwa niesynonimiczne leksemy *фрукт* i *плод*, tłumaczone na język polski jednakowo (*owoc*).

b) Przetwory, dania i desery przygotowywane z danych owoców

Źródłem różnic są przede wszystkim odmienne tradycje kulinarne obu narodów. Przy czym w odniesieniu do danego zagadnienia dają się zaobserwować określone tendencje. Po pierwsze, dane językowe wskazują na obecność w kuchni rosyjskiej napojów owocowych nazywanych *kwasami* i *morsami*, a także *pastiły* – rodzaju deseru z ugotowanych i przetartych owoców. Jak podają autorzy pracy *История русской культуры*, kwasy z dodatkiem wiśni, czereśni, malin i innych owoców, morys malinowe i borówkowe, a także *pastiła* z jabłek znane były już w czasach ruskich (zob. Т. Ямпольская

2006: 156–159). O popularności pastyli, a także kwasów we współczesnej kuchni rosyjskiej świadczą natomiast przepisy zamieszczone we współczesnych rosyjskich książkach kucharskich, zbiorach przepisów kulinarnych itd. Po drugie, dane językowe wskazują na większą popularność konfitur owocowych w kuchni rosyjskiej niż w polskiej. Związane jest to z tym, że właśnie ten sposób utrwalania owoców – tj. ich gotowanie z dużą ilością cukru – jest w kuchni rosyjskiej metodą stosowaną najczęściej (zob. H. Seheń 1979: 266). Po trzecie, zgromadzony materiał językowy wskazuje na częstsze wykorzystanie owoców w procesie przygotowania napojów alkoholowych w kuchni polskiej niż w rosyjskiej. Dotyczy to słabych i tanich win z jabłek i wódek śliwkowych.

Oddzielną kwestię stanowi wykorzystanie owoców do przygotowania tradycyjnego kompotu wigilijnego. W odniesieniu do tej ważnej po dzień dzisiejszy dla kultury polskiej i interesującej przede wszystkim z historycznego punktu widzenia dla tradycji rosyjskich kwestii obserwujemy zróżnicowanie. W zebranych materiale polskim spośród różnych składników kompotu wigilijnego na plan pierwszy zdecydowanie wysuwa się suszona śliwka. Najprawdopodobniej związane jest to z intensywnym i w przypadku omawianego napoju dominującym smakiem i zapachem śliwkowego suszu. W języku rosyjskim natomiast niemożliwe jest w oparciu o poddany analizie materiał językowy wskazanie najważniejszego dla *wzwaru* (tj. *kompotu wigilijnego*) składnika.

c) Rola owoców w tradycjach i obrzędach

Dane języka rosyjskiego wskazują na ważną rolę jabłek w przypadku święta Przemienienia Pańskiego, obchodzonego przez prawosławnych 19 (6) sierpnia. Jak czytamy w pracy *Энциклопедия русских обычаев*, w tym dniu jabłka święcono w cerkwiach, spożywano po raz pierwszy w danym roku, rozdawano ubogim, posyłano chorym, ponadto za ich pomocą wróżono (zob. H.A. Юдина 2001: 334-336).

W materiale polskim akcentowana jest z kolei tradycja przyozdabiania choinki bożonarodzeniowej owocami jabłoni. Związane jest to z tym, że jeszcze niedawno jabłka, obok orzechów, były owocami najpowszechniej zawieszanymi na świątecznym drzewku w Polsce. Jak czytamy w pracy *Choinka w kulturze polskiej: symbolika drzewka i ozdób*, z jednej strony symbolizowały one miłość, życie i zdrowie, z drugiej były konkretyzacją jabłek z rajskiego Drzewa Poznania Dobra i Zła (zob. K. Smyk 2009: 184-185).

Zastanawiająca wydała mi się niewielka, szczególnie na tle danych języka polskiego, liczba rosyjskich fragmentów literackich i publicystycznych wskazujących na wykorzystanie jabłek w roli ozdób choinkowych. Stałem w tym miejscu przed pytaniem: czy rzeczywiście ten zwyczaj był w Rosji zdecydowanie mniej popularny niż na ziemiach polskich? Odpowiedź na nie odnajdujemy w pracy *Русская ёлка: История, мифология, литература* autorstwa J.W. Duszczonej. Przytoczone przez autorkę dane jednoznacznie wskazują, że w XIX wieku jabłka były bardzo popularną ozdobą choinkową w Rosji. Jednakże ze względu na to, że jednym z głównych zadań choinki w rosyjskiej przestrzeni kulturowej było w tym okresie wywarcie jak najsilniejszego wrażenia na najmłodszych członkach rodziny, dążono do jak najbogatszego jej przystrojenia. W związku z powyższym jabłka, obok świeczek i ozdób z ciasta, obecnych właściwie zawsze na świątecznym drzewku, należały do ozdób najskromniejszych (zob. E.B. Душечкина 2002: 146). Z drugiej strony, z biegiem czasu, kiedy tradycja ubierania choinki na dobre weszła do kultury rosyjskiej, popularnymi ozdobami bożonarodze-

niowego drzewka stały się zabawki przedstawiające bohaterów bajek ludowych i zwierzęta leśne, takie jak zające, wiewiórki i niedźwiedzie. Pojawienie się tych ostatnich związane było z innym zadaniem stawianym przed choinką – wniesieniem do domu atmosfery zimowego lasu (zob. E.B. Душечкина 2002: 143–144). Jak się wydaje, dwa wskazane tu czynniki odegrały ważną rolę w stosunkowo słabym utrwaleniu językowym wykorzystania jabłek w roli ozdoby choinkowej. Ponadto nie bez znaczenia wydaje się fakt, że od końca lat 20-tych XX wieku choinka była w ZSRR głównym elementem jednego z najważniejszych świąt radzieckich – Nowego Roku (zob. E.B. Душечкина 2002: 330). W tym okresie jabłka nie pojawiają się już na niej. Obok tradycyjnych bombek, łańcuchów, lampek itd. Rosjanie ozdabiają nierzadko noworoczne drzewko figurkami kosmonautów, spadochroniarzy, hokeistów, a także zabawkami w formie samolotów i rakiet.

d) Kolor owoców

Najogólniej rzecz ujmując, zaobserwowałem tendencję, którą, posiłkując się badaniami W.G. Kulpinej (2001), jestem w stanie wyjaśnić tylko do pewnego stopnia. W przypadku trzech owoców, tj. śliwki, wiśni i maliny, możemy powiedzieć, że ich językowe charakterystyki kolorystyczne w ramach polsko-rosyjskich par nie w pełni sobie odpowiadają. Dane języka rosyjskiego wskazują bowiem na barwę ciemniejszą lub ciemniejszy odcień określonej barwy niż materiał polski. Najprostsze wydaje się wyjaśnienie danego zjawiska w przypadku obrazu suszonej śliwki, gdzie mamy do czynienia z przypisywaniem bardzo ciemnej czy wręcz czarnej barwy śliwce suszonej. I to właśnie ta cecha staje się dominującą w jej językowym obrazie. Wskazuje na to już sama rosyjska nazwa tak przetworzonego owocu – *чернослив*. W polszczyźnie sytuacja wygląda inaczej. Miejsce językowo nieutralnej charakterystyki kolorystycznej zajęła, stając się dominantą danego obrazu, cecha pomarszczenia powierzchni. Możemy więc powiedzieć, że w przypadku śliwki suszonej mamy do czynienia nie tyle z różnicami kolorystycznymi, ile z różnym rozłożeniem akcentów w ramach językowych obrazów tak przetworzonego owocu.

Różnice kolorystyczne obserwowane w przypadku obrazu świeżej, dojrzałej śliwki znajdują swoje wyjaśnienie w tym, że stereotypem koloru śliwkowego, jak zauważa W.G. Kulpina, jest w języku rosyjskim kolor granatowy (тёмно-синий), a w polszczyźnie fioletowy (фиолетово-сиреневый) (zob. В.Г. Кульпина 2001: 180). W odniesieniu do drugiego z języków potwierdzają to badania skojarzeń swobodnych opisane przez I. Pietrzyk (2005). W tym miejscu rodzi się pytanie: gdzie tkwią źródła zaistniałej sytuacji? Zastanawiając się nad daną kwestią dochodzę do wniosku, że określone znaczenie może mieć szczególnie status, jaki w języku rosyjskim posiadają jednostki *синий* i *голубой*. Jak odnotowują W.G. Kulpina i N.W. Sierow, szczególnie pierwsza z nich bardzo często jest nośnikiem pozytywnej charakterystyki przedmiotu lub zjawiska, co równoznaczne jest z pełnieniem przez nią określonych funkcji estetycznych (zob. В.Г. Кульпина 2001:120, 211, 221, 232, 410; Н.В. Серов 2004). Z drugiej strony, na uwagę zasługuje różnica statusu koloru fioletowego w języku polskim i rosyjskim. Jak wykazały badania E. Teodorowicz-Hellmann (1997: 47), kolor fioletowy należy w polszczyźnie do grupy barw podstawowych i charakteryzuje się wysoką częstotliwością

użycia. W języku rosyjskim natomiast fioletowy nie należy do grupy kolorów podstawowych, a jego częstotliwość jest stosunkowo niska (zob. В.Г. Кульпина 2001: 184). V. Petruničeva i E.W. Rachilina tłumaczą to tym, że nie oznacza on cech obiektów naturalnych i nie posiada swoich prototypów (zob. V. Petruničeva 2000: 39-58, E.B. Рахилина 1995: 50-69). Bardzo prawdopodobne więc, że zaobserwowane w przypadku śliwki różnice kolorystyczne mają swoje podłoże z jednej strony w preferencjach kolorystycznych Rosjan i Polaków, z drugiej zaś w różnej, w przypadku każdego z dwóch środowisk językowych, gamie barw podstawowych.

Ciekawe światło na kwestię poruszonych w tym miejscu różnic kolorystycznych rzucają analizy W.G. Kulpinej na temat barwy innego owocu. Badaczka zauważa, że w języku rosyjskim barwa winogron określana jest jako czarna, zielona i rzadziej czerwona. Odnośnie tej ostatniej uściśla, że nie chodzi tu o kolor czerwony *sensu stricte*, ale raczej o jasny odcień fioletu (zob. В.Г. Кульпина 2001: 175). Takie sformułowanie pozwala domyślać się, że dane językowe, którymi operowała autorka pracy *Лингвистика цвета*, nie wskazują na fioletową barwę winogron. W języku polskim natomiast taki kolor danego owocu wydaje się nie tylko zupełnie naturalny, ale jest jednym z bardziej popularnych. Kontynuując swoją analizę kolorystyki owoców winorośli, W.G. Kulpina zauważa, że w utworach poetyckich winogrona bywają określane jako ciemnoniebieskie i niebieskie (zob. В.Г. Кульпина 2001: 176). Przy czym takie ich charakterystyki pełnią określone funkcje estetyczne i odnoszą się do pięknych winogron (zob. В.Г. Кульпина 2001: 176). Przytoczone w tym miejscu informacje są z naszego punktu widzenia ważne i interesujące, ponieważ analogia zachodząca pomiędzy kolorystyką winogron i śliwki wydaje się potwierdzać nieprzypadkowość naszych spostrzeżeń dotyczących barwy drugiego z owoców. Okazuje się więc, że można mówić o pewnej tendencji kolorystycznej, przynajmniej w odniesieniu do owoców: miejsce typowej dla polszczyzny barwy fioletowej w języku rosyjskim zajmują kolory, których językowymi wykładnikami są jednostki: *синий* (ciemnoniebieski) i *голубой* (niebieski).

Również w przypadku wiśni dane języka rosyjskiego wskazują na barwę ciemniejszą niż analogiczny materiał polski. I tak na przykład rosyjski materiał frazematyczny wskazuje na bardzo ciemną lub wręcz czarną barwę danego owocu. Tylko częściowe wyjaśnienie zaistniałej sytuacji odnajdujemy we wskazanej już pracy W.G. Kulpinej, gdzie czytamy, że „kolor wiśniowy” w języku polskim i rosyjskim nie są pojęciami ekwiwalentnymi. W języku polskim wiśniowy jest kolorem jasnym, zbliżonym do jasnoczerwonego, natomiast w języku rosyjskim jest to kolor ciemny, zbliżony do bordowego (zob. В.Г. Кульпина 2001: 92). Być może źródłem tego zróżnicowania kolorystycznego należy szukać w procesach obróbki, jakim poddawano wiśnie w Rosji: przez wieki bardzo popularne było tam ich suszenie, co powodowało, że kolor owocu stawał się ciemniejszy (prawie czarny).

Różnice kolorystyczne, jakie zaobserwowaliśmy w przypadku maliny, są mniej znaczące i dotyczą nie tyle samej barwy podstawowej, ile jej odcienia (*jasnoczerwony* w języku polskim i *ciemnoczerwony* w języku rosyjskim).

4. Wnioski

Reasumując, możemy powiedzieć, że przeprowadzona analiza komparatystyczna wykazała daleko idące zbieżności w sposobach konceptualizacji nazw pięciu owoców w ob-

łębie polsko-rosyjskich par. Ma to swoje źródło z jednej strony w bliskim pokrewieństwie kultury polskiej i rosyjskiej, z drugiej zaś związane jest z tym, że leksemy poddane przez nas badaniu, nie mając charakteru aksjologicznego i nie będąc związanymi z pojęciem autostereotypu, heterostereotypu, przestrzeni („naszej” i „obcej”), czasu wspólnotowego itd., nie „sprzyjają” istnieniu znaczących różnic w ich rozumieniu czy językowej konceptualizacji.

Obok wspomnianych podobieństw nasze poszukiwania wykazały jednak istnienie określonych różnic. Ich źródeł należy szukać przede wszystkim w uwarunkowaniach historyczno-kulturowych, w tym w odmiennych tradycjach kulinarnych obu narodów. Swoje znaczenie ma także etnospecyficzny ogląd rzeczywistości charakterystyczny dla dowolnego języka naturalnego. Przy czym należy podkreślić, że zaobserwowane różnice są bardziej powierzchowne (dotyczą strukturalizacji rzeczywistości i jej opisu), a podobieństwa głębsze (dotyczą samych sposobów konceptualizacji). To co wspólne, uniwersalne jest większe, niż narodowe odrębności. Wynika to, jak pisze J. Maćkiewicz, „z tego, że w swych podstawowych przejawach świat zewnętrzny wspólny jest wszystkim ludziom, i z naszej wspólnej biologicznej bazy, i ze wspólnych doświadczeń gatunkowych” (zob. J. Maćkiewicz 1999: 20).

Bibliografia

- Bartmiński, J. (2006), *Językowe podstawy obrazu świata*. Lublin.
- Chlebda, W. (2005), *Szkice o skrzydlatych słowach. Interpretacje lingwistyczne*. Opole. *Etnolingwistyka. Problemy Języka i Kultury* 20 (2008).
- Etnolingwistyka. Problemy Języka i Kultury* 21 (2008).
- Etnolingwistyka. Problemy Języka i Kultury* 23 (2011).
- Grucza, F. (1993a), *Zagadnienia ontologii lingwistycznej: o językach ludzkich i ich (rzeczywistym) istnieniu*, (w:) J. Bartmiński (red.), *Opuscula logopedica in honorem Leonis Kaczmarek*. Lublin, s. 25–47.
- Grucza, F. (1993b), *Język, ludzkie właściwości językowe, językowa zdolność ludzi*, (w:) J. Piontek/ A. Wiercińska (red.), *Człowiek w perspektywie ujęć biokulturowych*. Poznań, s. 151–174.
- Grucza, F. (1997), *Języki ludzkie a wyrażenia językowe, wiedza a informacja, mózg a umysł ludzki*, (w:) F. Grucza/ M. Dakowska (red.), *Podejścia kognitywne w lingwistyce, translatoryce i glottodydaktyce. Materiały XX Sympozjum ILS UW i PTLs*. Warszawa, s. 7–21.
- Maćkiewicz, J. (1999), *Słowo o słowie. Potoczna wiedza o języku*. Gdańsk.
- Petruničeva, V. (2000), *Paleta barw w języku rosyjskim (o przymiotnikowych nazwach barw)*, (w:) R. Grzegorzyczkova/ K. Waszakowa (red.), *Studia z semantyki porównawczej: nazwy barw, nazwy wymiarów, predykaty mentalne cz. I*. Warszawa, 39–58.
- Pietrzyk, I. (2005), *Symbolika barw w świadomości językowej Polaków*, (w:) M. Алексеенко/ X. Вальтер (red.), *Грани слова: Сборник научных статей к 65-летию проф. В.М. Мокиенко*. Moskwa, 561–568.
- Seheń, H. (1979), *Kuchnia rosyjska*. Warszawa.

- Smyk, K. (2009), *Choinka w kulturze polskiej: symbolika drzewka i ozdób*. Kraków.
- Teodorowicz-Hellmann, E. (1997), *Podstawowe nazwy barw w języku polskim i szwedzkim*, (w:) B. Nilsson/ E. Teodorowicz-Hellmann (red.), *Colour and measure terms*. Sztokholm, 43–61.
- Душечкина, Е.В. (2002), *Русская ёлка: История, мифология, литература*. Санкт-Петербург.
- Кульпина, В.Г. (2001), *Лингвистика цвета. Термины цвета в польском и русском языках*. Москва.
- Рахилина, Е.В. (1995), *О цветном и бесцветном*, (w:) „Русистика сегодня” 1, 50–69.
- Серов, Н.В. (2004), *Цвет культуры: психология, культурология, физиология*. Санкт-Петербург.
- Юдина, Н.А. (2001), *Энциклопедия русских обычаев*. Москва.
- Ямпольская, Т. (2006), *История русской культуры*. Москва.

Weronika WILCZYŃSKA

Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu

Autonomia intelektualna neofilologa. O relacjach między teorią a praktyką i roli dialogu w zawodach językowych

Abstract:

Modern language professionals' intellectual autonomy: The relationship between theory and practice and the role of the dialogue in modern language professions

The present times are marked by growing specialization, which leads to new challenges, among others, in modern language education and communication. It is assumed that professionals in those fields should have a deeper insight into specific issues without losing sight of a broader context of modern language learning and use. This paper focuses on modern language professionals' intellectual autonomy, and in particular, on the role of the dialogue in shaping their approaches to professional matters, which are complex, dynamic and contextualized. The role of the dialogue is illustrated with examples of modern language translators' dialogic exchanges derived from an Internet forum in order to show the limitations of such exchanges. In the following part, modern language professionals' knowledge and experience are discussed in relation to the complexity and dynamics of real issues in their professional contexts.

Wstęp

Autonomia intelektualna (dalej AI), rozumiana jako indywidualna zdolność do określania swych poglądów, wydaje się oczywistym atrybutem każdej osoby myślącej, a szczególnie osoby wykształconej. Ogólnie, można przyjąć, że osoba taka – jako specjalista w swej dziedzinie – potrafi nie tylko trafnie wybrać spośród znanych sobie ujęć te najważniejsze, lecz także odpowiednio je dopracować czy wręcz samodzielnie wypracować. A jeśli tak, AI odnosi się nie tyle do samego faktu posiadania osobistych poglądów, co może jeszcze bardziej do procesu ich osobistego kształtowania. Warto więc zastanowić się nie tylko nad naturą AI specjalisty, ale i specyfiką procesu budowania osobistych zapatrywań, a szczególnie wartością i granicami jego indywidualnej swobody na polu zawodowym.

W niniejszej refleksji nad postrzeganiem zjawisk i problemów w ramach danej specjalizacji zawodowej skoncentrujemy się właśnie na roli AI w integracji wiedzy i działań. Relację między tymi dwiema sferami, skrótowo określanej dalej jako *relacja teoria–praktyka*, rozważymy właśnie przez pryzmat AI specjalisty-filologa, odnosząc się do tzw. zawodów językowych. Określeniem tym obejmujemy tu głównie zawody nauczy-

ciela języka obcego (dalej J2) i tłumacza, a także te zakresy innych profesji, które dotyczą komunikacji obcojęzycznej i wykształcenia niezbędnej po temu kompetencji. Postawimy tu pytanie: czy i na ile można utożsamiać AI z postawą krytyczną, a szerzej z samorozwojem zawodowym.

Jak dobrze wiemy, istotną cechą odróżniającą specjalności ściśle czy techniczne od humanistycznych jest wielość możliwych koncepcji i ujęć, zarówno tych ogólnych, jak i tych dotyczących poszczególnych poziomów i zakresów rozważań. Z jednej strony otwiera to przed humanistami szerokie możliwości wyborów intelektualnych. Z drugiej jednak nakłada na nich ciężar odpowiedzialności za społeczne konsekwencje (a szczególnie skuteczność) swych działań, wraz z oczekiwaniem ich możliwie racjonalnego uzasadnienia w danym kontekście. Stąd kolejne pytania: Na ile specjalista powinien umieć uzasadnić – sobie i innym – swoje poglądy? I jaką rolę w kształtowaniu tej umiejętności odgrywa kształcenie akademickie, źródła naukowe, a także wymiana i dyskusje z innym specjalistami?

Podjmując kwestię AI w kontekście relacji między teorią a praktyką, przyjmujemy, że dojrzałość w zawodach językowych nie wyczerpuje się w prostej kumulacji doświadczeń. Podobnie nietrafnym wydaje się utożsamianie jej z konstruktami takimi jak: postawa krytyczna, myślenie eksperckie czy stałe wzbogacanie swej wiedzy. Stawiamy tu tezę, że miarą tej dojrzałości będzie właśnie AI rozumiana nie jako prosta suma ww. składników, lecz raczej jako postawa elastycznie regulująca relacje na osi *wiedza–praktyka*¹. Identyfikując tę postawę zawodową jako AI, będziemy ją rozpatrywać nie tyle ogólnie, co wydaje się sensowne jedynie na bardzo wysokim poziomie abstrakcji, lecz nawiązywać możliwie konkretnie do roli wymiany i dialogu na gruncie zawodowym.

1. Kwestie definicyjne

To nie przypadek, że w obrębie specjalności językowych badania nad autonomią rozwinęły się głównie w glottodydaktyce, a ściślej w obrębie jednego z jej centralnych wątków badawczych, jakim jest rola uczących się w rozwijaniu swej kompetencji komunikacyjnej w języku obcym (dalej J2). Właśnie w tym kontekście ujawnia się bowiem najpełniej osobisty wymiar powiązań na osi: *sytuacja komunikacyjna i jej wyzwania* \leftrightarrow *operacje językowe/mentalne* \leftrightarrow *zasoby jednostki i jej dążenia*. W bogatej już literaturze przedmiotu podkreśla się zgodnie złożoność konstruktów, jego wieloaspektowość i/lub wielopoziomowość. W perspektywie edukacyjnej, prócz powszechnego wskazywania na walory autonomii, akcentuje się jej stopniowalność, a więc i potencjalnie rozwojowy charakter. Jednocześnie próbuje się też ustalić katalog cech ucznia (i nauczyciela) autonomicznego oraz sposoby rozwijania tych cech, podkreślając przy tym, że nie może ono następować wbrew danej osobie ani z pominięciem jej aktywnego i świadomego uczestnictwa (zob. np. A.R. Trad 2004, C. Germain/ J. Netten 2004).

Niezależnie od powszechnego konsensusu co do wartości autonomii, samo to pojęcie bywa dość różnie rozumiane w glottodydaktyce, co jednak w naszym przekonaniu

¹ Nasuwa się tu wspomnienie J. Gałkowskiego dotyczące Jana Pawła II jeszcze jako profesora KUL: *Wojtyła był znakomitym wykładowcą. Nie tyle teoretyzował, ile ukazywał życiowy sens omawianych problemów. Dobrze pamiętam jego słowa: uprawianie etyki to nie tylko teoria...* (J. Poniewierski 2002: 64).

nie musi jeszcze dyskredytować teoretycznej trafności konstruktów. Istotne będzie tu natomiast, na ile dana definicja oddaje właściwości, strukturę czy umiejscowienie pojęcia w danym ujęciu teoretycznym – co już wymaga każdorazowo osobnej oceny.

Jakkolwiek niejednokrotnie mieliśmy już okazję zaznaczyć pewną odrębność naszego stanowiska w pojmowaniu autonomii jako konstruktów psychologicznych, jak i zjawiska empirycznego (zob. W. Wilczyńska 1999, 2002 (red.)), istotne wydają się tu dwa przypomnienia:

- autonomię traktujemy jako *postawę*, a więc względnie stałą dyspozycję osobowościową, integrującą aspekty kognitywny, emocjonalny i behawioralny, przy czym ich ranga i udział nie muszą być równoważne;
- pojęcie to ma charakter relacyjny (chodzi bowiem zawsze o *postawę pewnego podmiotu wobec pewnego obiektu*), co implikuje indywidualne zróżnicowanie postaw (ich zakresu, siły) i bazującego na nich stylu działania.

Konkretnie, wspomniana wyżej różnorodność konceptualizacji tego, czym jest czy też powinna być autonomia w danym układzie (konfiguracja: *kto ma jaką postawę wobec czego i w jakim kontekście*) będzie funkcją tego, jak modelujemy cechy podmiotu, jak i specyfiki obiektów odniesienia. W tych też ramach należy, naszym zdaniem, oceniać konstrukt ‘postawa autonomii’, jego teoretyczną przydatność czy operacyjność dla danego zakresu badań; do ram tych także odnosić należy edukacyjne walory autonomizacji.

Nasze długoletnie zainteresowanie badawcze i dydaktyczne autonomią zdecydowanie skłaniają nas do uznania wysokiej przydatności tego pojęcia w zarysowanym wyżej rozumieniu, gdy idzie o wyjaśnianie względnej stabilności i spójności wyobrażeń, odczuć, wartościowań i działań uczących się J2. Gdyby zrezygnować z tego konstruktów, pozostałoby nam analizować pojedyncze czynniki indywidualne czy ich wiązki (co wymagałoby już zresztą pewnego przynajmniej modelowania wzajemnych powiązań). A to, pomijając samą trudność pełnego wyizolowania czynników, nie wydaje się trafne wobec zasadniczo zintegrowanego charakteru naszych działań, w tym zwłaszcza tych intelektualnych i komunikacyjnych.

Skoro już mowa o integracji, nieodzownym jest wskazać także na powiązania autonomii z innymi cechami i konstruktami o podobnie *scalającym* charakterze, czy to transwersalnymi, czy to wyższego rzędu. Mamy tu na myśli takie atrybuty człowieka i cechy jego funkcjonowania jako osoby, jak: podmiotowość, tożsamość, dążność do samorozwoju, autentyczność wewnętrzną czy postawy ciekawości i otwartości poznawczej. Mimo ogromnej wagi tej kwestii, nie miejsce tu, by modelować odnośne powiązania czy konstruować typologie (zob. W. Wilczyńska (red.) 2002). Pragniemy natomiast wskazać pokrótce jeszcze na coś, co przy całej różnorodności konkretnych konfiguracji wyznacza dla nas istotę autonomii jako postawy *stabilizującej* nasze odniesienia do danego przedmiotu.

Otóż, w postawie autonomicznej tę osiową relację ustanawia zawsze sam podmiot na bazie swych zasobów (choć nie musi to być w pełni świadome ani obiektywnie trafne), wpisując ją we własny ogląd swej sytuacji życiowej, a także swe cele i dążenia. Nietrudno zauważyć, że dotykamy tu tego, co wyznacza indywidualny potencjał rozwojowy i jego dynamikę, w tym także zahamowania czy ograniczenia (w tym duchu też rozumiemy lakoniczne stwierdzenie, iż *każdy osiąga taką autonomię, na jaką zasługuje*).

Stąd też zasadnym, a wręcz naturalnym dążeniem w kształceniu obcojęzycznym wydaje się wspomaganie autonomizacji uczących się, w tym zwłaszcza w zakresie ich świadomości uczeniowej i wrażliwości językowo-komunikacyjnej.

I tu właśnie, ale także szerzej – we wszelkich interakcjach społecznych, otwiera się ważne pole do rozwoju we współpracy, a więc i dialogu z Drugim. Zakres ten, wbrew ciągle jeszcze spotykanym wyobrażeniom, bynajmniej nie wykracza poza problematykę autonomii, jeśli zważyć, że jesteśmy z natury istotami społecznymi, co szczególnie uwidacznia się w komunikacji, ale także w kształtowaniu naszych poglądów. To właśnie było przesłanką do uściślenia (a nie zawężenia, jak sądzą niektórzy...) pojęcia autonomii w dydaktyce J2 jako de facto *półautonomii*². Dodajmy tu, że autonomię rozumiemy przede wszystkim jako *samookreślenie* (zgodnie zresztą z greckim źródłosłowem αυτονομία), a dopiero w drugim rzędzie jako samodzielność czy niezależność, przy czym wszystkie te pojęcia obejmują naturalnie także sferę kontaktów społecznych. Zaproponowany przez nas termin ‘półautonomia’ ma właśnie akcentować chęć korzystania z potencjału Drugiego i wolę współpracy z nim, nie tylko ze względu na spodziewaną, wyższą ekonomię i efektywność takich działań, ale też ich naturalne zakotwiczenie w komunikacji społecznej. Ogólniej, o ile pełną autonomię życiową wypada uznać za nie-realną, to z perspektywy społecznej jawi się ona najczęściej jako po prostu niestosowna, niepożądana czy wręcz szkodliwa.

Uwzględniając powyższe, autonomia nie powinna być nigdy mylona z niezależnością względem innych, pełną swobodą czy zwłaszcza dowolnością poglądów i działań (co może stać się wręcz karykaturą postawy autonomicznej). Jednocześnie warto przestrzec, że prócz ogromnego potencjału poznawczego, badania nad autonomią niosą też ryzyko przerysowań (rozszerzanie wybranych definicji na wszystkie konteksty, absolutyzowanie danych ustaleń badawczych – ich wagi, roli etc.).

2. Autonomia intelektualna: ujęcie wyjściowe

Powyższe wprowadzenie pozwala nam już bezpośrednio odnieść się do problemu tytułowego, sytuując go w wyżej zarysowanych ramach. Zgodnie z tym ogólnym ujęciem, autonomię intelektualną specjalistów w zawodach językowych potraktujemy jako wynik integracyjno-adaptacyjnych procesów wewnętrznych, których efektem będą względnie stałe dyspozycje, manifestujące się na zewnątrz pewnym stylem funkcjonowania zawodowego, tak na poziomie działań, jak i przekonań. AI będzie przejawiać się właśnie w osobistym, a przy tym funkcjonalnym uzgadnianiu teorii i praktyki, a mówiąc jeszcze zwięźle, w osobistym wspomagananiu integracji obu tych sfer. Szczególniej, interesować nas tu będzie znamienne dla AI nastawienie na poszukiwanie powiązań między dwoma istotnymi zawodowo zakresami: doświadczeniem i wiedzą. W tak rozumianej postawie AI upatrywać też będziemy bazę osobistej efektywności, a szerzej – także dojrzałości zawodowej.

Zauważmy, że ‘teoria’ i ‘praktyka’ bywają często rozpatrywane niezależnie od siebie; często też bywają sobie przeciwstawiane, do czego może skłaniać ich różna natura.

² Zapewne samo to określenie nie jest najszcześliwsze: być może przejrzysiej byłoby mówić o ‘autonomii społecznej’ czy ‘autonomii we współpracy’, co jednak wobec naszego rozumienia autonomii zakrawałoby już na tautologię.

Rozpatrując złożoną kwestię ich integracji w ramach AI, posłużymy się więc poniższą mapą pojęciową:



Rysunek 1. Schematyczny układ zagadnień w rozważaniach nad autonomią intelektualną (AI) filologa

W myśl prezentowanego tu ujęcia, AI w zakresie zawodowym wyrazi się w poszukiwaniu pomostów i/lub związków pomiędzy teorią i praktyką – co uzasadniamy następująco:

- AI nie może wyczerpać się w samej tylko dobrej orientacji we współczesnej wiedzy: wielość ujęć, poziomów i pól wymaga budowania spójnych, ale i elastycznych koncepcji osobistych, bowiem w zetknięciu z wyzwaniem konkretnego kontekstu niezbędne będą ujęcia ekonomiczne i funkcjonalne zarazem (tj. o ucelowanej spójności).
- Podobnie, także w sferze praktyki, AI nie może ograniczać się do utartych działań, choćby nawet ich repertuar miał składać się wyłącznie z tzw. dobrych praktyk – a to ze względu na nieuniknione ryzyko popadania w rutynę, a w konsekwencji także rosnącą nieadekwatność owych praktyk wobec dynamiki sytuacji i zmieniających się uwarunkowań.

Tak więc, trudno wyobrazić sobie, by AI specjalisty realizowała się wyłącznie czy choćby głównie w obrębie tylko praktyki lub tylko refleksji teoretycznej, bez systematycznego wiązania jednej sfery z drugą.

Jak to sugeruje ryc. 1., AI jest bliska myśleniu krytycznemu, jak i refleksyjnej praktyce, od których odróżnia się jednak właśnie skłonnością do stałej, kompleksowej konfrontacji sfer teorii i praktyki, co z kolei upodabnia ją w pewnej mierze do podejścia eksperckiego (zob. niżej – rozdział 3.). Jednak, o ile to ostatnie bazuje na odpowiedniości wiedzy i doświadczenia, odwołując się do konkretnego kwantum informacji i obserwacji/ faktów, o tyle AI zakotwicza się wyraźnie w osobistym potencjale i stylu działania. Ten osobisty wymiar zaznaczy się wpisaniem danej kwestii we własne odniesienia i działania, zgodnie z aktualnym oglądem sytuacji, percepcją celów i standardów wykonania ('ja idealne'), przy uwzględnieniu środowiska społecznego i materialnego bytowania podmiotu, ale i zachowaniu osobistego stylu działania (preferencje, nawyki). Tak więc, AI wykracza poza cechy myślenia eksperckiego, nie wchodząc wszelako z nim w opozycję.

Dla specjalisty-filologa istotnym walorem AI będzie to, że pozwala mu ona nie tracić się w złożoności, lecz elastycznie konstruować ujęcia operacyjne dla danego kontekstu. Z kolei ta elastyczność myślenia może stosunkowo łatwo przekładać się na giętkość działań, co wyrazi się dostosowywaniem do zmieniających się warunków. Jeśli więc następuje tu, jak to już ogólnie zarysowano wyżej, swoiste zespolenie dwu sfer: teorii i praktyki – co uznaliśmy za kluczowe w postawach autonomicznych, integracja ta dokonuje się właśnie dzięki zakotwiczeniu w wymiarze osobistym, a ściślej w indywidualnym potencjale i dążeniach. Jednocześnie, istotne będą powiązania wyższego rzędu, takie jak poczucie tożsamości zawodowej i odpowiedzialności społecznej, a także wierność wobec własnych standardów (wartości, zasady) i zamysłu samorealizacji zawodowej, co może nawet przyjmować postać pewnej misji społecznej. Widać tu wyraźniej, że AI jest czymś znacznie więcej niż zbiorem technik czy nawet postawą mentalną, bowiem zostaje ona wintegrowana w autentyczne, osobiste dążenia i uwarunkowania podmiotu, właśnie poprzez ich odniesienie do konkretnego kontekstu.

Wypływa stąd oczywisty wniosek, że nie sposób utożsamiać AI specjalisty z samym faktem posiadania własnego zdania w danych kwestiach, tak jak posiadamy pewne cechy psychofizyczne czy pewne upodobania. Może przecież zdarzyć się, że owe zapatrywania wynikają ze zwykłej skłonności do przejmowania zasłyszanych poglądów, podsytej ewentualnie konformizmem społecznym, a nie są efektem świadomie podejmowanych wysiłków intelektualnych, nastawionych na osobiste ogarnięcie obserwowanych zjawisk i problemów w danym kontekście. Tym bardziej, nie ma tu miejsca na arbitralne kształtowanie swych zapatrywań (w myśl hasła: *Myślcie, co chcecie*), bowiem musimy przecież liczyć się z prawidłowościami i zasadami postępowania, jakie obowiązują w podejściu eksperckim. Jednak właśnie ze względu na złożoność zjawisk, przy częstym braku jednolitej wykładni, specjalista może mieć wątpliwości co do trafnego ujmowania danych kwestii. Rodzi to pytania o status i granice wiedzy eksperckiej w dziedzinach językowych i jej relacje z AI, jako miarami naszego profesjonalizmu.

3. Autonomia intelektualna a myślenie eksperckie i wiedza akademicka

Na początek warto uświadomić sobie, jak bardzo myślenie eksperckie i postawa AI odbiegają od myślenia potocznego. To ostatnie zwykle radykalnie przeciwstawia teorię i praktykę, akcentując ich wzajemną nieprzystawalność czy wręcz przepaść, jaka je rozdziela. Ich odmiennosc ilustrowana bywa frapującymi przykładami tego, co obrazowo określa się jako zderzenie górnolotnych teorii z brutalną rzeczywistością. Jednakże nawet obiegowe wyobrażenia dopuszczają w tym względzie jeden, ważny dla nas wyjątek – a dotyczy on znawcy-eksperta, który potrafi znacznie więcej niż laik-niespecjalista, właśnie dzięki swym specyficznym kompetencjom, które obejmują m.in. umiejętne wykorzystanie wiedzy teoretycznej w praktyce. I choć w rzeczywistości nie każdy przedstawiciel interesującej nas grupy zawodów (a w każdym razie nie zawsze i nie w pełni) będzie czuł się i postępował jak ekspert, niemniej do tego modelowego ujęcia zwykło odnosić się w rozważaniach nad ich kompetencjami zawodowymi.

W kontekście postawionego tu problemu, uznajemy, że także specjalności filologiczne implikują racjonalne, odpowiednio pogłębione pojmowanie kwestii zawodowych, co odpowiada podejściu eksperckiemu. Podejście to będziemy tu rozumieć jako

intelektualne postawy i procedury właściwe danej grupie specjalności zawodowych (tu szczególnie tzw. zawodów językowych), obejmujące z jednej strony trafne postrzeganie i wyjaśnianie danych zjawisk w oparciu o wiedzę specjalistyczną, a z drugiej strony odpowiednio wnikliwe obserwacje i refleksje własne dotyczące sfery praktyki.

Powszechnie zakłada się, że skuteczna działalność zawodowa winna z zasady opierać się o solidną wiedzę specjalistyczną, że wspomnimy tu tylko popularne współcześnie hasło gospodarki opartej na wiedzy. Na ile jednak zasadnym jest przenoszenie takich oczekiwań na zawody językowe? Otóż za solidną wiedzę może uchodzić przede wszystkim wiedza ugruntowana w badaniach prowadzonych w ramach odnośnych specjalności naukowych. Dostępne nam obecnie zasoby wiedzy podlegają jednak istotnym ograniczeniom, bowiem:

- odnośne specjalności to zwykle nauki młode, które budują dopiero swój program poznawczy, a które nierzadko nie zgromadziły jeszcze wystarczającego dorobku, co może dotyczyć także zakresów podstawowych;
- sama dostępność poznawcza przedmiotu wiedzy bywa często problematyczna, jako że dotyczy ona w dużym stopniu procesów wewnętrznych, nieosiągalnych dla bezpośredniej obserwacji;
- utrudnieniem może być też – to swoisty paradoks – postępująca specjalizacja dziedzin humanistycznych, co może czynić całościowe ogarnięcie danej problematyki dużym wyzwaniem (różnice podejść, odnośnych teorii i terminologii).

Uwzględniając powyższe, wypada niemniej przyjąć za M. Dakowską (2014), że poznanie naukowe to jedyna dostępna nam droga do pełniejszego rozumienia zjawisk i procesów. Tym bardziej wypada zgodzić się, że do podjęcia wysiłków poznawczych przymusza nas już sam nietrywialny charakter podejmowanych problemów. Ale czy ograniczenia te nie kładą się cieniem także na działaniach zawodowych nienaukowców, którzy najzwyczajniej nie mogą uniknąć podejmowania decyzji w sytuacjach niedookreślonych poznawczo? I na ile mogą oni polegać tu na swej wiedzy akademickiej? Pytanie to niebłahe, bo dotyczy efektywności kształcenia i tego, na ile przekłada się ono na profesjonalizm osób z dyplomem filologa.

Z natury rzeczy, w humanistycznym kształceniu akademickim wiedza teoretyczna zdecydowanie dominuje nad wdrażaniem do działań zawodowych, przy czym kwestia spójności i integracji obu tych zakresów nasuwa sporo wątpliwości. Źródła odnośnych potencjalnych słabości bywają zwykle dość różnej natury, np.:

- mozaikowo zbudowany program kształcenia, bez wystarczającej troski o umożliwienie prawidłowej integracji różnorodnych zakresów i treści (zob. W. Wilczyńska 2014a);
- wąska specjalizacja już nie tylko poszczególnych (sub)dyscyplin, ale i wielu nauczycieli akademickich, co drastycznie ogranicza także ich ofertę dydaktyczną;
- traktowanie wiedzy jako pewnego kwantum informacji, przy niedocenianiu obserwacji i procesu wnioskowania, uogólniania etc. – co czyni tę wiedzę niespójną, a przy tym ulotną;
- w przekazie wiedzy – dominacja suchych syntez, ewentualnie popartych punktowymi przykładami – co nie zapewnia wglądu w sam proces tworzenia tejże wiedzy;

- preferowanie analiz formalnych i prostych operacji, takich jak kategoryzowanie czy porównywanie, na niekorzyść modelowania, w tym zwłaszcza jego możliwych wariantów;
- w szczególności modelowanie ujmuje zwykle konteksty uproszczone, pomijając zmienność, dynamikę i wielość możliwych konfiguracji – co musi utrudniać uchwycenie modelu w relacji do rzeczywistości, którą przecież ma on reprezentować;
- wreszcie niedostatki samego stylu przekazu akademickiego – nazbyt abstrakcyjnego, napuszonego czy przeciwnie nazbyt lapidarnego lub potocznego.

W efekcie może się zdarzać, zwłaszcza w przypadku studentów biernych i mało autonomicznych (w preferowanym tu znaczeniu), że wiedza wyniesiona ze studiów sprowadzi się do pewnego zasobu informacji, niekoniecznie wzajemnie spójnych, a tym mniej operacyjnych, często oderwanych od swych ram koncepcyjnych i założeń. Trudno się dziwić, jeśli tacy specjaliści nie radzą sobie z zalewem informacji czy też nie są nimi zwyczajnie zainteresowani i traktują je jak zbędny balast, jeśli nie listek figowy skrywający ich nieporadność w budowaniu koncepcji osobistych. Wolno, oczywiście, spodziewać się, że pełniejsze dostosowanie ich wiedzy do potrzeb praktyki będzie stale postępować już w trakcie (samo)doskonalenia zawodowego (studia podyplomowe, staże, specjalistyczne fora internetowe itp.). Jednak nawet przy tak optymistycznym scenariuszu, specjaliści z pewnością będą napotykać w swym życiu zawodowym problemy i kwestie, wobec których ich wiedza okaże się po prostu niewystarczająca.

Skłania nas to do wysunięcia tezy, iż wiele złożonych wyzwań zawodowych będzie mogło być sensownie podjętych tylko przy odpowiednim poziomie AI. Ta postawa zawodowa wykształca się stopniowo, poprzez dociekliwość bazującą na wielu umiejętnościach mniej lub bardziej złożonych, w tym umiejętnościach obserwacji i syntezy – do czego kształcenie akademickie winno oczywiście wdrażać (warsztaty, projekty). Niemniej, AI pozostaje zasadniczo sprawą danego podmiotu, odwołując się szeroko nie tylko do jego wiedzy, lecz do wszelkich innych zasobów osobistych: wyobraźni, kreatywności, wreszcie i intuicji, ale też racjonalności i zwykłego zdrowego rozsądku. W jej kształtowaniu kapitalną rolę przypisujemy tworzeniu sieci elastycznych powiązań w różnych zakresach, w tym zwłaszcza na osi *praktyka–teoria*. Kluczowe wydaje się tu ukierunkowanie na rozpoznanie problemów jako pewnego układu zależności, co często przecież nie następuje automatycznie, lecz wymaga drążenia, dociekliwości, rozważania możliwych alternatyw, rozumowania w kategoriach hipotez i oceny prawdopodobieństwa w danych warunkach, a także dynamicznego dopasowywania danej koncepcji już w trakcie działania. Stąd drogą budowania AI będzie podejmowanie prób jej praktykowania na co dzień, jako pewnego stylu podejmowania decyzji i bieżącego monitorowania działań i ewaluacji ich adekwatności do danego kontekstu, co implikuje refleksyjną praktykę, jak i operacje właściwe krytycznemu myśleniu. Nadaje to rozwojowy wymiar nieuniknionej rutynie życia zawodowego, będąc przy tym źródłem satysfakcji zawodowej, identyfikowanej tu nie tyle z „sukcesem”, co z możliwością wykonywania swej podmiotowości i sprawowaniem – na ile to możliwe – kontroli w sytuacjach niepewnych i/lub niedookreślonych, z jakimi przychodzi się zmierzać. Jak pokażemy dalej, to właśnie uwzględnianie specyfiki danego kontekstu, wszakże bez zasklepiania się w nim, będzie ważnym aspektem rozwoju własnej dojrzałości zawodowej, a zapewne także i

efektywności.

Sensowności tej drogi nie podważają też, naszym zdaniem, przypadki (zresztą dość rzadkie) niezwykle skutecznych nauczycieli czy tłumaczy – samouków, którzy osiągają znaczną efektywność zawodową, nie odwołując się do specjalistycznej wiedzy. Można to przypisywać wyjątkowym predyspozycjom i uzdolnieniom indywidualnym, osobistym pasjom i/lub szczególnym kolejom ich życia. Ale można też przypuszczać, że osoby takie osiągnęły swą wysoką efektywność rozwijając w sposób naturalny i niekoniecznie świadomy postawę AI, a dzięki niej także trafny wgląd w dane sytuacje problemowe.

Podsumowując, w zastosowaniu dostępnej wiedzy do konkretnego kontekstu AI wykorzystuje jak najbardziej refleksyjną praktykę i zasady krytycznego myślenia czy też myślenia eksperckiego, jednak ich nie absolutyzuje ani nie zasklepia się w którejkolwiek z tych opcji, odwołując się jednocześnie do innych zasobów osobistych.

4. Zapatrywania specjalistów: przykład dwu forów internetowych

Skoro istotę AI upatrujemy w funkcjonalnej integracji dość różnych aspektów i wymiarów, trzeba tu postawić ważną kwestię dialogu i dialogiczności, tak w namyśle osobistym, jak i w wymianie z Drugim. Chodzi tu o dialog rozumiany jako współpraca intelektualna podejmowana w duchu otwartości poznawczej, a więc z nastawieniem na trafniejsze ogarnięcia danego zagadnienia czy problemu. Miejsce dialogu w kształtowaniu postaw autonomicznych w zawodach językowych przewija się dość rzadko w odnośnych publikacjach, stąd by wyjść nieco poza hasłowe sformułowania, odwołamy się tu do konkretnych przykładów. Będą to wpisy na forum internetowym *mLingua* (URL <http://forum.mlingua.pl/index.php>), platformie przedstawiającej się jako adresowana głównie do tłumaczy. Dodajmy, że to właśnie lektura tych wpisów stała się dla nas bezpośrednim asumptem do zajęcia się tytułową kwestią.

Fora internetowe uchodzą współcześnie za idealne miejsce do swobodnej wymiany osobistych poglądów i dyskusji, jako że anonimowość rozmówców i bezinteresowny charakter ich udziału zdają się gwarantować szczerłość i autentyczność ich wypowiedzi. A skoro już sam format tego gatunku medialnego zachęca do osobistej wymiany, analiza wpisów powinna umożliwiać określenie preferencji intelektualnych ich autorów, a ponadto w pewnej mierze także ich stylu rozumowania, w tym zasadności ich rozumowania. Jednak nie zamierzamy skupiać się tu na analizie treściowej wpisów i rekonstruowaniu wyobrażeń danej wspólnoty czy wskazywaniu na ich niedostatki. Postaramy się natomiast prześledzić kierunek i dynamikę tych dyskusji, wyławiając w nich pozytywne oznaki AI w jej integracyjnym wymiarze. Zakładamy bowiem, że wypowiedzi te będą nawiązywać w dużej mierze także do własnych obserwacji i doświadczeń, a tym samym okażą się dobrym źródłem informacji co do zapatrywań rozmówców w kwestii relacji *teoria–praktyka*.

Jakkolwiek brak jest, poza kilkoma wyjątkami, formalnego potwierdzenia czy choćby deklaracji ze strony uczestników co do ich filologicznego wykształcenia, ze względu na charakter forum i fakt, że wypowiadający się stanowią grono jego stałych, aktywnych bywalców (wielu ma już na swym koncie po kilkadziesiąt wpisów w innych dyskusjach), wolno przypuszczać, że mamy tu do czynienia ze wspólnotą zawodową

skupiającą specjalności filologiczne. Dodatkowo, świadczy o tym niewielki udział tzw. stylu młodzieżowego uwidaczniającego się zwłaszcza w leksyce), który dominuje przecież na forach dotyczących kwestii codziennych i opinii ściśle osobistych (a co bywa interpretowane jako efekt tzw. „rewolucji młodzieżowej” – zob. M. Kita 2006: 81). Odnotujmy dodatkowo brak przeciwstawiania typu *my/oni*, egalitaryzację stosunków między uczestnikami (co implikuje także porównywalne kompetencje zawodowe) oraz styl konsensualny (tendencje kompromisowe).

W ramach wskazanego forum, spośród wielu wątków dostępnych w dziale *Warsztat > Nauka języka obcego*, wybraliśmy celem ilustracji dwie następujące kwestie:

- dyskusja 1: *Czy Polacy są uzdolnieni językowo?* (URL <http://forum.mlingua.pl/showthread.php?t=28889>) – 89 wpisów w ciągu ok. 5,5 miesięcy (10.08.13 do 30.03.14);
- dyskusja 2: *Czy waszym zdaniem możemy powiedzieć, że w pełni opanowaliśmy język obcy?* (URL <http://forum.mlingua.pl/showthread.php?t=24215>) – 48 wpisów w ciągu ok. 2 miesięcy (9.10.12 do 13.12.12).

Dla zwięzłości, dyskusje te będziemy dalej oznaczać odpowiednio D1 i D2, dodając po dwukropku numer kolejny wpisu (np. D1:2 odsyła do drugiego wpisu w dyskusji 1). Z tego samego względu, zrezygnowano z wiernego przytaczania cytatów, skracając i/lub przeformułując odnośne stwierdzenia tak, by zwięźle ukazać typy rozumowania. Jak zaznaczono wyżej, celem naszym jest bowiem nie tyle analiza treści, w większości dość banalnych (do tej kwestii powrócimy dalej – rozdział 6.), lecz skupienie się na oznakach, które mogą świadczyć o AI uczestników i/lub służyć jej kształtowaniu.

Jak widać, oba pytania mają zasadniczo charakter zamknięty (*tak/nie*), przy czym początkowy wpis autorstwa inicjatora danego wątku określa wyraźnie jego własne stanowisko, uzasadnia je krótko własnymi spostrzeżeniami, a ponadto wprowadza też po jednym wątku pobocznym (D1:1: *Słyszałam gdzieś, że Polacy są uzdolnieni do J2, ale może my po prostu musimy uczyć się J2*; D2:1: *Uważam, że raczej nie, zresztą nawet osobom b. zaawansowanym zdarzają się błędy*). Ogólnie, o ile w D2 wpis początkowy wyznacza dość wyraźnie ramy kolejnych głosów (wyraźna polaryzacja wokół wyjściowej, sceptycznej opinii i zgoda co do tego, że zawsze mogą się pojawiać błędy), o tyle temat pierwszy okazuje się bardziej inspirujący: w trakcie wymiany zdań zarysowanych zostaje aż kilka aspektów zagadnienia.

W obu dyskusjach elementy mogące świadczyć o AI pojawiają się rzadko; ujmujemy je pokrótce poniżej:

- dbałość o ściślejsze określenie przedmiotu rozmowy: zwłaszcza w D2 znakomita większość uczestników podąża tropem zasugerowanym przez wprowadzającego (‘w pełni’ = wyczerpująco, w 100%), zawiązując najczęściej tę pełnię do słownictwa (włączając tu niekiedy także słownictwo fachowe); sporadycznie pojawia się otwarte pytanie: *Ale co właściwie znaczy ‘w pełni opanowany język’?* (D2:10; D2:35), a kilkoro rozmówców, nie sygnalizując przesunięcia znaczenia, interpretuje określenie ‘perfekcyjnie’ w sposób już nie tak absolutny, tj. ‘tak jak rodowici użytkownicy’, ale pojawia się też wykładnia: ‘swobodne porozumiewanie się w J2’;
- pogłębianie dyskusji i/lub czuwanie nad jej tokiem: tylko sporadycznie (*To, że zdarzają się komuś błędy, niczego jeszcze nie dowodzi* – D2:6);

- terminologia fachowa: niemal nieobecna, pojawiają się za to określenia dość potoczne czy po prostu intuicyjne (np. *Mamy łatwiej z powodu prawie wszystkich głosek w naszym alfabecie* – D1:51; *Język polski posiada ... końcówki fleksyjne dla wszystkich części mowy* – D1:45);
- sięganie do wiedzy: zaledwie po jednym wpisie w każdej dyskusji (D1:36 przytacza obcojęzyczne źródło internetowe, po części tłumacząc je, zresztą niezbyt dokładnie, na j. polski; D2:9 powołuje się na osobistą wiedzę: *Warto poczytać o antropolingwistyce, pisałem o tym w swej magisterce*);
- rodzaj i siła argumentów/ uzasadnień: częste jest nawiązywanie do teorii czy idei potocznych (*W Polsce panuje przekonanie, że bez J2 nic się w życiu nie osiągnie* – D1 :7), a dość rzadkie są wpisy rozwinięte;
- nawiązywanie do doświadczenia własnego – pojawia się ono dość regularnie, zwykle w postaci przytaczania pojedynczych zdarzeń (*Gdy byłem w Londynie, słyszałam opinię x* – D1:25; *To było fantastyczne doświadczenie, gdy pierwszy raz śniłam w J2* – D2:43), rzadko jednak ujmowanych z perspektywy zawodowej (*Nie zauważyłam zjawiska x, mimo że nauczam od kilku lat* – D1:16), czy ewentualnie jako rady praktyczne (*Dobrze mieć w zanadrzu jakiegoś 'nativa'* – D2:40).

Ogólnie uderza dość niska interaktywność dyskusji i jej jeszcze niższa dialogiczność. Nagminne jest przemieszanie punktów widzenia: przeplatają się różne perspektywy, poziomy i płaszczyzny odniesienia etc. Brak jest myślenia problemowego, rozważania, dominuje zaś wielogłos, swoista 'poznawcza polifonia' (S. Gajda 2006: 21), a w efekcie także samoograniczanie aspiracji poznawczych grupy jako całości.

Podsumowując, trudno uznać te wymiany zdań za autentyczne dyskusje zawodowe, w których uczestnicy manifestują swą otwartość poznawczą i dążą do pogłębienia swych przemyśleń, jednocześnie konfrontując swe sposoby argumentowania (zob. M. Narusiewicz-Duchlińska 2011: 55 i nast.). Rzadko przechodzi się na poziom meta, na przykład w celu ustalenia znaczeń kluczowych określeń – co zresztą nie znajduje większego odzwźwięku. Podobnie rzadkie są próby ukazania złożoności danej kwestii czy choćby jej dookreślenia i/lub uporządkowania toku rozmowy.

Przykład przywołanych tu dwu dyskusji pozwala nam już w pełniejszy sposób postawić pytanie o społeczne walory interakcji zawodowej, tak w zakresie kształtowania poglądów, jak i utrwalania pewnych stereotypów myślowych czy sztywności, gdy idzie o ich racjonalne uzasadnianie.

5. Wymiana poglądów: od reaktywności do dialogiczności

Jakkolwiek specjalizacja zawodowa wydaje się z góry wykluczać uproszczenia i idee zakorzenione w myśleniu potocznym i mniej lub bardziej naiwnych teoriach subiektywnych, w świetle powyższej analizy pogląd taki okazuje się dość idealistycznym postulatem. Przytoczone przykłady, a także nasza minorowa ocena tego, co zwykle się określać jako poziom merytoryczny dyskusji, muszą skłaniać do głębszego zastanowienia się nad rolą wymiany poglądów w kształtowaniu AI na gruncie zawodowym. Wątpliwości tego typu nasuwa nam nie tylko śledzenie forów internetowych, ale też wymiany zdań przy różnych okazjach w gronie zawodowych nauczycieli czy tłumaczy.

Co zatem powoduje, że rozmowy zawodowe tak bardzo uwikłane są w stereotypowe zapatrywania i uproszczenia? Czy przyczyna tego stanu rzeczy leży wyłącznie w niedostatkach dociekliwości specjalistów i ich ograniczonej wiedzy? Zapewne i tak po części być może, jednak chcemy tu wskazać ponadto na dwa inne możliwe źródła. Pierwsze z nich leży, jak sądzimy, w konwencjach i uwarunkowaniach właściwych interakcjom społecznym. Drugie zaś (rozwinie my je niżej – rozdział 7.) upatrujemy w niedocenianiu metodyki „porządnego”, profesjonalnego ujmowania kwestii problemowych i kształtowania dyskusji.

Jakie więc wzorce i stereotypy interakcyjne mogą skłaniać do ulegania uproszczeniom? Odpowiedzi poszukamy w psychologii społecznej, do której *nota bene* rzadko sięga się w rozważaniach nad autonomią, zapewne ze względu na postrzeganie tego pojęcia w wymiarze ściśle indywidualnym. Gdy ktoś nasunie nam problem *x*, jak to szerzej opisaliśmy w niedawnej publikacji (W. Wilczyńska 2014b) nawiązującej do prac D. Kahnemana i A. Tverskiego, mamy zasadniczo dwie drogi: szybkiej reakcji bądź spokojnej refleksji. I rzeczywiście, dość łatwo można by wyszukać wśród wpisów na wyżej wspomnianym forum sporo przykładów takich automatycznych reakcji, wskazujących na różnego typu skrzywienia kognitywne, mogące być skutkiem np. torowania czy wąskiego formatowania. Na taką możliwość wskazuje też dodatkowo swobodny styl wielu wypowiedzi i ich spontaniczność – stąd też zapewne pojawiające się niekiedy banalne błędy ortograficzne czy (częściej) interpunkcyjne, a ogólniej nieprecyzyjność czy po prostu wysoka skrótowość stanowisk. Otóż przy szybkiej reakcji korzystamy zwykle z utartych schematów myślowych czy obrazu konkretnego zdarzenia, pomijamy zaś całe połacie istotnej wiedzy, jak i zróżnicowanie kontekstowe. W efekcie, przywoływane argumenty czy wyjaśnienia bywają jednostronne i okrojone; nie dochodzi do konfrontacji z konkretną sytuacją, a jeśli nawet takowa jest przywoływana, jej obraz jest spłaszczony i ubogi. Jeśli więc przyjąć, że rzeczywiste zapatrywania zawodowe uczestników forum w złożonych kwestiach jednak nie wyczerpują się w jednoznacznym *tak/nie*, popartym zwykle jednym tylko, a rzadziej 2-3 argumentami, wolno wysunąć hipotezę, że może tu chodzić o efekt myślenia reaktywnego, nie zaś o szerszy namysł (zob. też A. Gut 2011).

Przyjmując taką interpretację, wypada jednak postawić pytanie, czy wystarczająco tłumaczy ona częstość przypadków takiego „szybkiego myślenia”. Czyżby uczestnicy nie potraktowali wystarczająco serio pytania problemowego i/lub nie docenili faktu, że wypowiadają się w gronie osób dobrze zorientowanych w temacie? Tu z kolei warto, naszym zdaniem, szerzej uwzględnić uwarunkowania dyskursywno-gatunkowe związane ze wspólnotowym wymiarem sytuacji komunikacyjnej, jaką stanowi, mimo swej formalnej anonimowości, publiczna dyskusja na forum.

Otóż do jej specyfiki gatunkowej należy też zapewne wysoka, acz zapewne w dużym stopniu nieświadoma dbałość o zachowanie, prócz oficjalnego regulaminu, także tych niepisanych reguł interakcji, które służą budowaniu i podtrzymywaniu danej wspólnoty komunikacyjnej. Do przejawów takich zaliczymy:

- domniemanie porównywalnych kompetencji merytorycznych bądź sugerowanie jedynie pośrednio, że jest się dobrze zorientowanym w temacie (np. zaledwie kilkoro uczestników wspomina, i to jakby mimochodem, że ma za sobą studia filologiczne i/lub wieloletni pobyt za granicą);

- dbałość o atrakcyjność swego wpisu dla innych: np. efektowne stwierdzenia lub puenty (*Osiąganie biegłości to droga do doskonałości, i tym większa z tego frajda* – D2:28), ewentualnie z nutką humoru (*Trudno dojść do perfekcji w J1, a cóż dopiero w J2* – D2:48);
- niska formalnie interaktywność, co może być sposobem pozyskiwania tolerancji dla własnej opinii, za cenę niekwestionowania odmiennej opinii Drugiego;
- styl wypowiedzi – potoczny lub wręcz młodzieżowy (*Ja też tak mam...*), lekki, niekiedy ludyczny, a ogólnie bezpośredni, swobodny.

W efekcie następuje przeformatowanie merytorycznej, poważnej, zdawałoby się, dyskusji na formę pośrednią między luźnym sondażem opinii a pogawędką o zacięciu nie tyle intelektualnym, co towarzyskim: ważne staje się już samo bycie razem, „powiedzenie swego”, „zaistnienie”, a przy okazji też emocjonalne „odparowanie” tego, co aktualnie doskwiera życiowo... Jednocześnie, jako że temat zakrawa na intelektualny (chodzi przecież o osobiste poglądy), czerpie się *pro forma* ze skojarzeń w obrębie łatwo dostępnej „wiedzy”, nawet jeśli przyjmuje ona postać kilku wytartych stereotypów postakademickich.

Jak widać, nie każda wymiana w ramach wspólnoty zawodowej może pretendować do miana dyskusji poszukującej pogłębienia danej kwestii, dotarcia do prawdy o niej (zob. M. Kochan 2007). Czy oznacza to, że wymiany na forach nie mają większego wpływu na nasze poglądy? Otóż, obawiam się, że może być wręcz przeciwnie: praktykowanie tego typu standardów dyskursywno-gatunkowych z pewnością nie uskrzydla naszego myślenia, a co gorsze może też wypaczać standardy właściwe krytycznemu myśleniu i refleksyjnej praktyce. Z drugiej strony, niewykluczone, że być może wykształca się tu nowy tryb komunikacji zawodowej, przy dewaluacji tradycyjnie wymaganego uzasadniania poglądów, czemu sprzyja też tempo dzisiejszego życia, skrótowość, emocjonalność i dosadność przekazu (zwłaszcza w mediach). Wspomnijmy też o wpływie wszechobecnej reklamy i interesownego motywowania na forach społecznościowych do pozostawiania choćby nikłych śladów swej bytności. Można się więc obawiać, że praktyki te upowszechniają i niejako uprawomocniają potoczne standardy myślowe, a co gorsza wypaczają przy tym także standardy gatunkowe właściwe dyskusji, co musi przenosić się także na krąg przygodnych gości danego forum.

Powyższe uwagi bynajmniej nie dyskredytują w naszych oczach wymiany myśli jako ważnej drogi rozwijania AI, lecz raczej naprowadzają na zasadnicze kryterium, by w ogóle można było mówić o takiej funkcji dialogu. Otóż istotą dialogu (chodzi nam, oczywiście, nie o samą formę dialogową, lecz o dialogiczność), podobnie jak i AI, jest nastawienie na lepsze (pełniejsze, trafniejsze) rozumienie zjawiska, tj. wnikięcie w jego cechy, strukturę, dynamikę i uwarunkowania, bez czego trudno mówić o racjonalności działań zawodowych. Pozwala to interpretować uprawianie zawodu jako stałe poszukiwanie prawdy, co nie zakrawa w moim odczuciu na patetyczność, niezależnie od popularności ponowoczesnej tezy o równoważności i ściśle indywidualnej naturze naszych poglądów. Zresztą przy takim założeniu także dialog dotyczący kwestii zawodowych nie miałby realnej wartości.

W przypadku trudniejszych wyzwań zawodowych, podobnie jak w nauce, rzeczowy, ale i odpowiednio pogłębiony dialog wydaje się rdzeniem komunikacji specjalistycznej, zapewne bardziej niż sama wymiana informacji. Bez otwartości na argumenty Drugiego

trudno wtedy o postęp w naszych wysiłkach zapanowania nad niepewnością. Dyskusja zawodowa nie może jednak polegać jedynie na ścieraniu się różnych poglądów, zwłaszcza jeśli się zakłada, że tylko jedna odpowiedź może być prawdziwa. Podobnie rzecz się ma z kompromisem (choćby z samym sobą...), który ma tu inny wymiar niż np. w polityce czy dziennikarstwie. Specjalista często może przecież zakładać więcej niż jedno możliwe ujęcie, drogę czy rozwiązanie. Ich funkcjonalność bywa jednak względna, w zależności od sytuacji, stąd istotne znaczenie kontekstualizacji problemu, oczywiście przy uwzględnianiu celu, który chce się osiągnąć.

6. Integrujący wymiar autonomii intelektualnej: kontekstualizacja

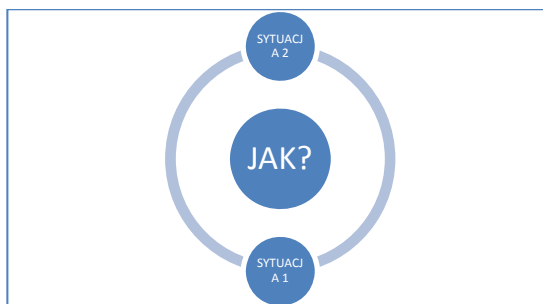
Niewątpliwie stopień AI ujawnia się najwyraźniej właśnie w konfrontacji z rzeczywistymi wyzwaniem, czemu odpowiada tak częste podkreślanie ‘roli kontekstu’ czy wymogu ‘dostosowania do kontekstu’. Jednak nie chodzi tu o podejście określane ogólnie jako aplikacyjne, skądinąd często spotkane w publikacjach dotyczących praktyki dydaktycznej. Podejście takie przybiera zwykle jedną z dwu postaci:

- prezentacja wybranego oglądu teoretycznego czy fragmentu wiedzy, reprezentującego punkt widzenia danej dyscypliny (traktowanej tu jako dyscyplina źródłowa), jako potencjalnie interesującego dla praktyki dydaktycznej;
- próby czy też przykłady wdrożenia takiego gotowego, mniej lub bardziej kompleksowego rozwiązania czy „systemu”, podejmowane przez samych praktyków.

W obu wypadkach takich wycinkowych aplikacji dokonuje się zwykle z chęci innowacyjności i przy założeniu trafności danych rozwiązań – które zresztą mogą sprawdzać się lepiej lub gorzej w danym kontekście działania. Sądzę jednak, że współcześni nauczyciele J2 powinni bardziej niż kiedykolwiek korzystać właśnie ze swej AI odnosząc się do proponowanych im gotowych, „uniwersalnych” rozwiązań.

Uwzględniając integrujący charakter AI, bliższe tej właśnie postawie wydaje się nastawienie na *kontekstualizację* (tj. integrację w kontekście), co jest przecież wpisane w naturę działań zawodowych. Otóż w rzeczywistości zawodowej, zwykle już w punkcie wyjścia specjalista jest skonfrontowany z sytuacją problemową, czyli *problemem-w-kontekście*. Jeśli odpowie na to wyzwanie wolą jego podjęcia, będzie to implikowało osobiste, konkretne ogarnięcie całości uwarunkowań, przy ukierunkowaniu na określony cel. Na czym może się on oprzeć w swych wysiłkach?

Trudno przyjąć, że właściwą drogą będzie tu analiza poszczególnych parametrów czy czynników, a następnie wypracowanie syntetycznego rozwiązania, jakkolwiek taki tryb działania byłby odpowiedni w sytuacjach zamkniętych, w pełni już rozpoznanych. Jednak w sytuacji otwartej, przeżywanej na bieżąco i „od wewnątrz”, odnośny proces ma raczej charakter nielinearny, a polega na ucelowanej konfrontacji różnych aspektów, swoistych przymiarkach i wahaniach, łączonych z oceną efektywności danych wyborów dla poszczególnych etapów i aspektów wdrażania. W procesie tym przechodzi się wielokrotnie od modelu sytuacji wyjściowej do modelu sytuacji pożądanej, poszukując jednocześnie sensownej/ racjonalnej, realistycznej drogi dochodzenia do celu (ryc. 2.).



Rysunek 2. Kontrastowanie sytuacji 1 (wyjściowej) i sytuacji 2 (pożądaney) w poszukiwaniu adekwatnego trybu działania

Tak rozumiane, całościowe podejście dopuszcza oczywiście koncentrację na tym czy innym wymiarze lub stadium, zawsze jednak zachowując w tle z jednej strony wizję docelowej jakości, z drugiej daną sytuację problemową. W ten sposób następuje kontekstualizacja rozwiązania, jako jego doprecyzowanie i konkretyzacja w danym kontekście, a nie proste nałożenie pewnego fragmentu gotowej wiedzy na dane warunki. Oznacza to m.in. ukonkretnienie wartości danego celu (w tym określenie, na ile jest on nie/negocjowalny), co z kolei pozwala dostosować doń także plan działania, wyodrębniając jego istotne elementy. Zauważmy, że plan ten musi być elastyczny, by mógł być regulowany doraźnie już w trakcie wdrażania, co także wymaga AI.

W perspektywie całościowego, funkcjonalnego nastawienia właściwego AI widać wyraźniej, że cząstki wiedzy nie mogą „same z siebie” ułożyć się w obraz (model) danej sytuacji problemowej. Jednocześnie, akcentując wyizolowane elementy wiedzy, torujemy de facto drogę myśleniu reaktywnemu, co w konfrontacji z rzeczywistością musi grozić jej redukcją, niekiedy nawet do jednego tylko czynnika – czego przykłady znajdujemy w wielu propozycjach aplikacji wywodzących się z dziedzin ościennych.

Jak zatem w postulowanym tu, całościowym, profunkcyjnym nastawieniu specjalista wykorzysta swą osobistą wiedzę i doświadczenie? Przede wszystkim, uznając ich niepełność, zachowa on zawsze pewien dystans, doceniając niemniej ich wartość indykacyjną, tj. traktując je jako teoretyczne i/lub empiryczne wskazania co do elementów czy opcji, które warto wziąć pod uwagę. W dążeniu do kompleksowego ogarnięcia danej sytuacji problemowej znaczące wydają się zwłaszcza dwa współzależne odniesienia:

- dysponowanie taką mapą całości zagadnień, która pozwoli wstępnie określić, na czym *może polegać* dane wyzwanie – co pomoże określić pewien hipotetyczny model stanu rzeczywistego i docelowego;
- rozpoznanie sytuacji problemowej w danej rzeczywistości, co już implikuje wykraczanie poza nią (dostrzega się pewne parametry, wyodrębnia konkretne czynniki, zależności).

Podobnie jak wiedza, także doświadczenie winno być traktowane z pewnym dystansem, bowiem ze względu na indywidualność sytuacji, jego wartość może być tylko względna. W obu tych sferach, nasze podejście może ciążyć mniej lub bardziej ku utartym rutynom lub, przeciwnie, nastawiać się na funkcjonalne innowacje i osobiste eksperymentowanie. W tym drugim przypadku konkretyzacji oglądu będzie towarzyszyła jego weryfikacja w działaniu, przy czym już sama dynamika podejścia narzuci odejście od ujęć sztywnych,

uproszczonych czy fragmentarycznych. Nie sposób wtedy, nawet przy narastającym doświadczeniu, popadać w rutynę (np. koncentracja nauczyciela na przerabianiu materiału, realizacji programu czy niedoceniając wymiaru dyskursywno-kulturowego przez tłumacza).

Tak więc, w ostatecznym rachunku AI jawi się jako taka postawa, która sytuuje wysiłki specjalisty na osi *problem-w-kontekście* / *zasoby osobiste* i ukierunkowuje je na spójność oglądu oraz funkcjonalność działań. Tymczasem można odnieść wrażenie, że mimo zgody co do wartości autonomii, nie docenia się walorów kontekstualizacji, która przecież poprzez ucelowane poszukiwania rzutu bezpośrednio na realność i efektywność danych działań. Ukonkretnia się tu wartość, jaką jest dążenie do racjonalności działań, w powiązaniu z ich funkcjonalnością i realnością (przynajmniej dla danej osoby).

Jest oczywiste, że na każdym stopniu rozwoju zawodowego, poziom wyjściowy AI determinuje istotnie nasz pułap myślenia, ale i odnośne umiejętności kognitywne i strategiczne. Jak sugeruje ogólna formuła dostępności $n+1$, możemy jednak wykraczać w pewnym stopniu poza dostępny nam obiektywnie potencjał. Dobrym punktem wyjścia wydaje się uściślenie i/lub przeformułowanie kwestii problemowej przy pomocy tzw. parametrów komunikacyjnych (*kto, co, gdzie, przy pomocy jakich środków, dlaczego, jak, kiedy*). Jednocześnie, nawet przy niskim poziomie profesjonalizacji, takiemu skonfigurowaniu problemu winna towarzyszyć świadomość (bazująca na wiedzy), że każdy z tych parametrów może przyjmować zmienne wartości, co dopuszcza całe spektrum możliwych konfiguracji. Którą z nich uznać za najwłaściwszą w danym kontekście?

To prawda, że nasz ogląd sytuacji problemowej może niejednokrotnie, zwłaszcza na wstępnych etapach, przypominać bardziej grę światłocieni niż ostrą fotografię problemu. Niemniej, zwłaszcza jeśli uwzględnić też białe plamy w naszym doświadczeniu czy zakresy niedostępne poznaniu, trzeba docenić wagę i odwagę podejmowania wysiłku intelektualnego w tym kierunku. Jak staraliśmy się pokazać, taki styl działania musi łączyć się z odpowiednią dozą tolerancji na niepewność i niedookreśloność, a więc i zaakceptowanie ryzyka błędu czy wypaczenia. AI będzie zaznaczała się tu w odpowiedniej ostrożności, monitoringu sytuacji i ponoszeniu odpowiedzialności za ewentualne błędy, a główny akcent będzie położony na możliwie racjonalne i odpowiedzialne zagospodarowanie sytuacji otwartej, z właściwą jej złożonością i dynamiką, co przecież jest typowe w działaniach społecznych.

We wszystkich tych zakresach wzbogacający będzie też rzeczowy dialog między specjalistami, a także współpraca w projektach wspólnych. Sytuacje te nie muszą ograniczać AI uczestników, jakkolwiek implikują one więcej niż zwykłą tolerancję dla odmiennych poglądów. Pożądana będzie tu mianowicie otwartość intelektualna, wyrażająca się w próbach zrozumienia intelektualnego osadzenia danego stanowiska (przesłanek, celów, sposobu rozumowania). Przeciwnieństwem takiego podejścia będzie ograniczanie się do wymiany stereotypowych poglądów odnośnie do problemu zdefiniowanego jedynie a priori, co wymusza niemal automatycznie usztywnienie stanowisk i/lub zasklepianie się w naduogólnieniach.

7. Autonomia intelektualna a dojrzałość zawodowa

Na tym końcowym etapie naszej refleksji postaramy się już pokusić o pełniejsze naświetlenie specyfiki AI jako ogólnie zarysowanej wyżej (rozdział 2.) miary dojrzałości zawodowej. Podobnie jak w przypadku innych kwestii, interesować nas będzie nie tyle

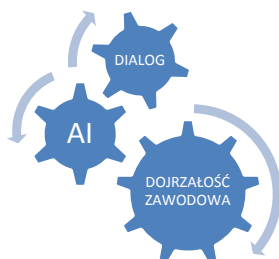
zestaw przejawów samodzielności zawodowej, postrzeganych z perspektywy zewnętrznej (np. pracodawcy, otoczenia, formalnych zapisów regulujących tryb pracy specjalisty), lecz raczej to, co wyznacza podstawę tej samodzielności w perspektywie wewnętrznej danej osoby. A podstawę tę upatrujemy, jak już powiedziano, w samookreśleniu swego podejścia, poprzez osobiste, funkcjonalne integrowanie wiedzy i doświadczenia, przy respektowaniu pewnej ramowej metodyki ujmowania problemu w kontekście. Droga tak rozumianej AI definiuje się właśnie w szeroko rozumianym dialogu – konfrontacji różnych ujęć, ewentualności, zmiennych uwarunkowań.

AI ukierunkowana jest na wartości takie jak samodzielność, odpowiedzialność społeczna, rzetelność, racjonalność czy realizm. W tych to ramach kształtują się też „dialogiczne” wyznaczniki omawianej postawy, do których zaliczymy:

- otwartość, ciekawość, aktywność, giętkość myślenia, w przeciwieństwie do takich cech jak: pasywność, konformizm, reaktywność, niewiara w sens podejmowania wysiłku poznania, niedbałość, inercja umysłowa;
- poszukiwanie formuł spójności w danym kontekście, co obejmuje odpowiednie, wieloaspektowe i/lub wielopłaszczyznowe operacje scalające dany ogląd (np. tworzenie obrazu/ modelu wewnątrznie niesprzecznego), poprzez przyporządkowanie go danemu celowi (ujęcie funkcjonalne);
- określoną metodykę myślenia krytycznego w ramach refleksji profesjonalnej, a także pewien dystans do własnych poglądów i doświadczenia, otwartość na wymianę i dyskusję;
- szczególną dbałość o prawidłowe określenie założeń wyjściowych (podejście całościowe, zdrowy rozsądek), a także świadomość niewystarczalności wąskich analiz jako podstawy modelowania (krytycyzm), zwłaszcza jeśli nie uwzględniają one zmienności i dynamiki danego zjawiska w kontekście;
- gotowość do działania przy prowizorycznych ustaleniach, z zamiarem wprowadzania kolejnych uściśleń w miarę zmieniających się warunków, co implikuje traktowanie swych poglądów jako przejściowych;
- wreszcie, co równie istotne, dopuszczenie pewnego udziału intuicji, emocjonalności i pomysłowości, a także poszukiwania dobrze rozumianej osobistej satysfakcji zawodowej.

Także i to wyliczenie zdaje się potwierdzać, że drogi AI prowadzą przez poszukiwanie i docieklivość, przy czym proces ten jak najbardziej obejmuje też ryzyko niepełnej trafności oglądu i działań, a nawet błędzenia.

I tu wskazać należy na ważny wymiar autonomii, jakim jest odpowiedzialność. W kontekście niniejszych rozważań i w wymiarze intelektualnym, będzie ona dotyczyła pewnego rozliczenia czy też bilansu rzetelności poznawczej, ujmowanych zarówno z perspektywy wewnętrznej (racjonalność danych ujęć w oglądzie danej osoby), jak i społecznej (zobiektywizowane uzasadnienie toku rozumowania i działania). Można przyjąć, że także odpowiedzialność intelektualna, podobnie jak poszukiwanie spójnych, funkcjonalnych ujęć, realizuje się niejako naturalnie w dialogu z samym sobą i Drugim, wyznaczając pośrednio także dojrzałość zawodową (ryc. 3.).



Rysunek 3. Powiązania AI z postawą dialogu i dojrzałością zawodową

W sumie ujawnia się tu wyraźnie specyfika dziedzin humanistycznych, w których – inaczej niż to jest w dziedzinach ścisłych – wiedza specjalistyczna nie może w pełni wytyczyć toku rozumowania w sytuacji problemowej. Ważne jest zatem, by formacja akademicka humanistów, jak i jej późniejsze uzupełnianie, przynajmniej wyznaczały przestrzeń do wypełnienia własną AI. By tak się stało, niezbędne są narzędzia i nawyki tego typu postawy umysłowej, AI wymaga bowiem znacznej biegłości w stosowaniu procedur myślowych i poszukiwania racjonalności w podchodzeniu do zjawisk. Zatem nie może tu być mowy o włączaniu specjalisty w gorset oficjalnej wiedzy, a ograniczaniu jego wyobraźni i inicjatywy poznawczej.

Ta ostatnia refleksja zamyka nasz ciąg rozumowania, wskazując, że to, jak pojmujemy istotę i sens naszych działań zawodowych, definiuje się w stosunku do naszych wartości, drogi życiowej etc. U podłoża postaw autonomicznych, w tym także AI, leży więc zapewne nasza filozofia życia, obejmująca także jego wymiar zawodowy, która może wynikać z pobudek etycznych, religijnych, ale także cech charakteru i osobowości.

8. Podsumowanie

Najogólniej, AI w omawianym tu ujęciu i zakresie rysuje się jako postawa osobista, co implikuje integrację kompetencji zawodowych z osobowością, stylem działania intelektualnego osoby, jej nawykami mentalnymi, celami i wartościami, wreszcie osobistą filozofią życiową. W perspektywie osobistej AI stwarza zatem szanse na pełniejsze stawanie się sobą, także w partnerskiej współpracy, co dotyczy także sfery zawodowej. AI jako postawa właściwa filologowi ujawnia się najpełniej, gdy konfrontuje on w kwestiach dotyczących jego specjalności swą wiedzę i doświadczenie z rzeczywistymi problemami. Postawa ta wyraża się w inicjowaniu krytycznego, ale i funkcjonalnego podejścia do danej kwestii, celem rozważenia jej na takich poziomach i w takich kontekstach, które można racjonalnie uznać za wystarczające dla ustalenia naszego oglądu i współzależnego z nim trybu działania. Przeciwnieństwem takiej postawy będą wszelkie nadto uproszczone, zredukowane czy zawężone ujęcia, które prowadzą do jednostronnych lub nazbyt ogólnych ocen czy też nadto okrojonych rozwiązań. Mogą one wynikać m.in. z hasłowo ujmowanych zasad i idei czy po prostu nieświadomego konformizmu (powielania pewnych stereotypowych, acz społecznie bezpiecznych poglądów).

Filolog powinien być wdrażany do AI już w toku studiów, odnosząc nabywaną wiedzę do swych, choćby ograniczonych jeszcze doświadczeń (np. w rozwoju własnej kompetencji komunikacyjnej i tłumaczeniowej). Pole takich konfrontacji i przemyśleń może

być rozszerzane tak, by uwzględniać specyfikę danych kontekstów i uwarunkowań. Powstaje tu pytanie o to, na ile aktualne programy studiów i same postawy nauczycieli akademickich sprzyjają tego typu efektom kształcenia. Niemniej, niezależnie od tej ważkiej kwestii edukacyjnej, specjalista-filolog winien także świadomie dążyć do budowania swej dojrzałości zawodowej i coraz pełniejszego wchodzenia w rolę specjalisty. Jego AI realizować się będzie w dążeniu do efektywności w działaniach zawodowych, w oparciu o rozumienie danych zjawisk w ich naturalnym kontekście. Także i tu widać, że autonomia jest pojęciem relacyjnym: jest zawsze osobistą postawą kogoś wobec jakiegoś zakresu zjawisk, przy czym w dziedzinach humanistycznych ważny jest też wymiar społeczny, jak i przyjęte założenia ramowe.

Tak pojmowaną AI można uznać za ważną miarę dojrzałości zawodowej, a także za dobry predyktor postępów rozwoju zawodowego, oczywiście jeśli postawa ta będzie praktykowana konsekwentnie w dłuższym czasie i w sprzyjających (odpowiednio stymulujących) warunkach. W tym miejscu nie można pominąć ograniczeń, jakie wiążą się z gorsetem instytucjonalnym, który przy znacznym usztywnieniu może skutecznie ograniczać AI, zniechęcać doń i wręcz ją niweczyć, przynajmniej w wymiarze formalno-zewnętrznym. Wiele wskazuje na to, że w zawodach społecznych postawy autonomiczne niekoniecznie bywają doceniane przez pracodawców, zainteresowanych wydajnością pojmowaną w kategoriach zaplanowanych „sukcesów” (zob. np. A. Werbińska 2008) i nazbyt formalnie ocenianej efektywności, sprowadzanej niekiedy do rutynowego, bezzakłócenowego funkcjonowania. Należy tu więc wskazać na istotne oddziaływanie tzw. kultur korporacyjnych, nie zawsze premiujących jednostkowe postawy autonomiczne i twórcze, nie zachęcających do wymiany i dialogu.

Ale być może jeszcze bardziej hamująco na AI oddziałuje współczesny świat komunikacji medialnej, zdominowany przez reklamę i tendencyjne promocje wybranych idei, przy niskim poziomie otwartości poznawczej, co może rzutować także na dyskusje zawodowe. W zestawieniu z takim jednostronnym, uproszczonym spojrzeniem i rozwiązaniami na miarę konsumencką tym bardziej ujawniają się walory AI, która może okazać się na dłuższą metę równie ważnym wyznacznikiem efektywności zawodowej jak przeceniana zwykle motywacja czy warunki materialne.

Bibliografia

- Dakowska, M. (2014), *O rozwoju dydaktyki języków obcych jako dyscypliny naukowej*. Warszawa.
- Gajda, S. (2006), *Stylistyka interakcyjna/ konwersacyjna – co zacząć?*, (w:) B. Witosz (red.), *Style konwersacyjne*. Katowice, 21–29.
- Germain, C./ J. Netten (2004), *Facteurs de développement de l'autonomie langagière en FLE/FLS*, (w:) *Alsic* 7, 55–69. (URL <http://alsic.revues.org/2280>). [Pobrano 9.12.2015].
- Gut, A. (2011), *Samoświadomość, dialog, mowa wewnętrzna oraz inne umysły*, (w:) P. Oleś/ M. Puchalska-Wasył (red.), *Dialog z samym sobą*. Warszawa, 325–359.
- Kahneman, D. (2012), *Pułapki myślenia. O myśleniu szybkim i wolnym*. Poznań.

- Kita, M. (2006), *Style komunikacji międzypokoleniowej*, (w:) B. Witosz (red.), *Style konwersacyjne*. Katowice, 80–89.
- Kochan, M. (2007), *Pojedynek na słowa. Techniki erystyczne w publicznych sporach*. Kraków.
- Naruszewicz-Duchlińska, M. (2011), *Internetowe grupy dyskusyjne*. Olsztyn.
- Poniewierski, J. (2003), *Kwiatki z życia Jana Pawła II*. Kraków.
- Trad, A.R. (2004), *Autonomia uczniowska a nauczanie na studiach wyższych filologicznych*, (w:) M. Pawlak (red.), *Autonomia w nauce języka obcego*. Poznań/ Kalisz, 69–78.
- Werbińska, D. (2008), *Ograniczenia autonomii nauczyciela przez jego zwierzchników w kontekście aspektów etycznych*, (w:) M. Pawlak (red.), *Autonomia w nauce języka obcego – co osiągnęliśmy i dokąd zmierzamy*. Poznań/ Kalisz, 429–436.
- Wilczyńska, W. (1999), *Uczyć się czy być nauczonym. O autonomii w przyswajaniu języka obcego*. Warszawa.
- Wilczyńska, W. (red.) (2002), *Autonomizacja w dydaktyce języków obcych. Doskonalenie się w komunikacji ustnej*. Poznań.
- Wilczyńska, W. (2014a), *Dyskurs – brakujące ogniwo nierozzerwalności kultury i języka, czyli o integracji w kształceniu neofilologów*, (w:) *Lingwistyka stosowana* 8, 133–152.
- Wilczyńska, W. (2014b), *Myślenie automatyczne a myślenie refleksyjne, czyli o podejmowaniu decyzji językowych w J2*, (w:) M. Baran-Łucarz (red.), *Refleksja w uczeniu się i nauczaniu języków obcych*. Wrocław, 161–178.